DD
253
A1
N37
no.163

NATIONAL-SOZIALISTISCHE MONATSHEFTE

HERAUSGEBER ALFRED ROSENBERG

HEFT 163 3. DOPPELHEFT 1944 15. JAHRG.

ZENTRALVERLAG DER NSDAP., FRZ. EHER NACHF., MÜNCHEN

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

INHALT:

Karla Schrupp: Edouard Drumont und sein Kampf gegen das Judentum in Frankreich · Otto Weise: Probleme des französischen Bürgertums · Karl Funk: Die Gedanken Mirabeaus über die Freimaurerei · Kurt Pichler: Das Bild der Mutter in der deutschen Dichtung · Gottfried Neeße: Liebe zum Gedicht · Kampf und Innerlichkeit Kulturberichte: F. Peuckert: Brückenschlag von Flandern zum Reich · Karl Künkler: 25 Jahre Städtische Bühne Bochum · Dr. Elisabeth Frenzel: Göttinger Woche „Vom klassischen Geist der Deutschen" · Dr. Hans Jenkner: Kunst aus germanischer Zeit · Dr. Hans Jenkner: Ehrenrettung für einen verkannten Verdi · Hildebert Reinhardt: Schrifttumsschau · Kritik der Zeit: Stabshauptführerin Asta von Larisch: 10 Jahre Führerinnenausbildung im Reichsarbeitsdienst der weiblichen Jugend · Dr. Lore Reinmöller: Jugend und Film · Ruth Köhler-Irrgang: Die Flakwaffenhelferin · Dr. Walter Flemmig: Luxus des Goldes · „Ecke der Schriftleitung" · „Das Buch" · Bildbeilage: Skizzen aus dem Osten 1944 von Dönselmann

Digitized by Google

13-396964

Nationalsozialistische Monatshefte

Zentrale politische und kulturelle Zeitschrift der NSDAP.
Herausgeber Alfred Rosenberg

Heft 163 | 3. Doppelheft 1944 | 15. Jahrg

Karla Schrupp:

Edouard Drumont und sein Kampf gegen das Judentum in Frankreich

In dieser Zeit des Entscheidungsringens des europäischen Kontinents unter Deutschlands Führung gegen die dem Weltjudentum hörigen Mächte sei anläßlich der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages auch eines Mannes gedacht, der als erster wahrhaft kämpferischer Publizist gegen die Verjudung seines Vaterlandes auftrat unter selbstlosestem Einzatz seiner ganzen Persönlichkeit, aber nach kurzem sensationellem Aufsehen von seinen Gegnern systematisch totgeschwiegen wurde und dessen Name heute in der breiten Öffentlichkeit nahezu vollständig vergessen ist. Edouard Drumont war einer der ersten, der die Gefahren jüdischer Überfremdung klar erkannte, wenngleich er weder für Frankreich noch für die übrige Welt eine praktische Lösung zu finden vermochte. Er stand zeitlich zwischen der beginnenden wissenschaftlichen Erkenntnis des Rassegedankens an sich und der sich daraus ergebenden zielbewußten Ausmerzung jeglichen jüdischen Einflusses auf das Eigenleben der Völker, wie wir es jetzt erleben. Drumont sah daher das jüdische Problem als echter Sohn seiner Zeit und seines Landes als ein soziologisches; er bekämpfte die Juden als Gesellschaftsschicht reicher Bankiers und glaubte noch, daß sie, wenn man ihnen nur ihr Geld abnähme, ungefährlich und machtlos, wenn auch nicht weniger unsympathisch würden. Immerhin war er mit dieser Anschauung schon über den jahrhundertealten Irrtum hinausgewachsen, der in allem nur eine religiöse Frage zu sehen vermochte und ernsthaft überzeugt war, mit der Bekehrung zum Christentum würden die Juden ebenso brave Staatsbürger wie die Arier. Wenn also auch Drumont keine bleibenden Erfolge seiner aufklärerischen Tätigkeit erzielen konnte — die verantwortlichen französischen Politiker waren teils selbst schon damals in den Händen der Juden, teils nahmen sie die jüdische Bedrohung nicht ernst —, so verdient doch sein Wirken gerade von deutscher Seite eine zusammenfassende Würdigung.

Uns Heutigen mag es, denken wir an die totale Verjudung der französischen Führungsschicht bis zum jetzigen Kriege, seltsam genug erscheinen, daß die erste große antisemitische* Schrift der Neuzeit auf rassischer Grundlage vor 90 Jahren

* Wenn wir auch im heutigen Sprachgebrauch die Bezeichnungen „antisemitisch" und „Antisemitismus" durch „antijüdisch" und „Judenfeindschaft" weitgehend ersetzt haben, so muß doch bei der Behandlung der Verhältnisse am Ende des vergangenen Jahrhunderts, speziell in Frankreich, die damals übliche Terminologie meist beibehalten werden. Sie wird daher im folgenden stets dort angewandt werden, wo auf Originaltexte zurückgegriffen wird.

Digitized by Google

ausgerechnet in unserem westlichen Nachbarland erschienen ist. Allerdings war der „Essai sur L'inégalité des races humaines" von Joseph-Arthur Comte de Gobineau (erschienen 1854) noch sehr verworren in seinen Begriffen von Rasse und Volkstum, und von französischer Seite wurden dem Verfasser, der sonst als weitgereister Diplomat nur auf schöngeistigem Gebiet mit erfolgreichen Veröffentlichungen hervorgetreten war, anfangs ein zu weltabgewandter wissenschaftlicher Stil und später Mangel an tieferer Kenntnis der damals im Entstehen begriffenen Rassentheorien vorgeworfen. So ist es nicht weiter zu verwundern, daß sein Werk ein halbes Jahrhundert warten mußte, ehe es — und zwar zuerst im Auslande — seine volle Anerkennung fand. Ebenfalls hauptsächlich außerhalb Frankreichs bekannt wurde der französische Rassenforscher Georges Vacher de Lapouge (1854—1936), dessen Hauptwerk, „L'Aryen, son rôle social", in seinem Heimatlande ziemlich unbeachtet blieb, bis ihn bei seinem Tode das „Journal des Débats" — nun in etwas übertriebener französischer Selbsteinschätzung — als den „wahren Begründer der Rassentheorie und des Ariertums" bezeichnete, der den nebelhaften Träumereien Gobineaus erst die richtige wissenschaftliche Grundlage gegeben habe.

Waren die beiden Genannten der Typus aristokratisch-intellektueller Gelehrter, so sehen wir in Drumont die Verkörperung des kämpferischen Mannes aus dem Volke, der, ohne sich um wissenschaftlichen Meinungsstreit zu kümmern, mit offenen Augen die Tagesereignisse verfolgte, aus ihnen die Gefahr jüdischer Überfremdung erkannte und nun sein Land durch Reden und Schriften, in denen er seinen persönlichen Beobachtungen und den daraus resultierenden Schlußfolgerungen lebendigen Ausdruck verlieh, zu warnen suchte.

Über seine Herkunft und seine innere und äußere Entwicklung wissen wir wenig mehr als das, was er selber in seinen Büchern darüber erzählt. Seine jüdischen Gegner haben ihm vorgeworfen, er sei jüdischer Renegat gewesen; Abraham Dreyfus behauptete im „Gil Blas", seine Großeltern hätten Dreymond geheißen und in der Kölner Judengasse im Laden zu den „Drei Monden" Brillen verkauft. In Wirklichkeit stammte seine Familie aus der Picardie, aus der Gegend von Cambrai, und seine Vorfahren waren Tagelöhner, Waldhüter und kleine Handwerker. Sein Großvater mütterlicherseits, Buchon, war Kaufmann in Bourges, sein Onkel Alexandre Buchon ein angesehener Historiker. Drumonts Vater arbeitete als kleiner Angestellter bei der Polizeipräfektur in Paris, und dort wurde Edouard Drumont am 1. Mai 1844 geboren. Er wuchs in bescheidenen Verhältnissen auf, besuchte das Lycée Charlemagne und wurde dann mit 17 Jahren als Beamter im Rathaus untergebracht. Die bürokratische Laufbahn behagte ihm jedoch wenig, und er erzählt selbst, daß er dort mehr Unsinn als ernsthafte Arbeit zustandegebracht habe. Die beständige Angst seiner Vorgesetzten sei gewesen, er könne wieder irgendeine Dummheit anrichten, so daß es meistens hieß: „Tun Sie nichts, das ist alles, was wir von Ihnen erwarten!" oder „Herr Drumont tut doch hoffentlich nichts?" Er hatte also Zeit, sich seinen literarischen Neigungen zu widmen. Bald wechselte er ganz zur Publizistik hinüber. Er arbeitete an verschiedenen Zeitschriften, bis ihm ein glücklicher Artikel über Emile de Girardin, den Begründer des französischen Zeitungsromans, die Tore der „Liberté" öffnete, wo er mit einem allerdings sehr bescheidenen Gehalt fest angestellt wurde. Redaktionssekretär war Aimé Dolfus, mit dem zusammen er später (1875) sein erstes Buch, „Je déjeune à midi", herausbrachte. Vorher hatte er 1869 eine kleine kluge Schrift über Richard Wagner veröffentlicht und verschiedene größere Artikel in der „Revue du Monde Catholique" und „Le Correspondant" geschrieben. 1871, während der Pariser Kommune, blieb Drumont in

Digitized by Google

der französischen Hauptstadt und arbeitete zeitweilig als Redakteur am Regierungsorgan „Bien Public"; dort lernte er Alphonse Daudet kennen, dem er bis zum Tode in brüderlicher Freundschaft verbunden blieb. Im Jahre 1879 veröffentlichte Drumont seinen einzigen Roman, „Le Dernier des Trémolin", in dem der Konflikt zwischen Adel und Händlertum behandelt wird, ferner „Les fêtes nationales de France" und das entzückend besinnliche „Mon vieux Paris", in dem er nicht das ihm verhaßte Paris der Weltausstellungen und des Eiffelturms darstellte, sondern die alte ehrwürdige Stadt, die gleich einer Ahnfrau viele liebe Erinnerungen zu erzählen weiß. 1840 gab er die „Papiers inédits du duc de Saint-Simon" des geistreichen Zeitgenossen Ludwigs XIV., heraus.

Drumont, von Hause aus nicht religiös erzogen, glaubte damals nicht an eine göttliche Mission der katholischen Kirche. Jedoch die kirchenfeindlichen Schulgesetze von Jules Ferry im Jahre 1880 erregten seinen inneren Widerspruch, und er selbst schreibt, daß ihn sein Haß gegen Unterdrückung in jeglicher Form, die ihn körperlich krank mache, auf die Seite der Katholiken getrieben habe. Später kam er dann in Berührung mit den Jesuiten und war jahrelang mit dem französischen Oberhaupt des Ordens, dem Père du Lac, eng befreundet. Das sollte jedoch nicht verhindern, daß die katholische Kirche nachher, als er mitten im Kampf gegen die Juden und ihre Freunde stand, aus dogmatischen Gründen von ihm abrückte und ihn schließlich ebenso wie seine anderen Anhänger im Stiche ließ; ihr erschien eine Verständigung mit dem liberalen republikanischen Regime Frankreichs letzten Endes doch nützlicher.

Seit der Niederlage von 1870 und vor allem seit dem Kommuneaufstand im Frühjahr 1871 hatte Drumont die Korruptheit des republikanischen Systems, die ewigen aussichtslosen Parteikämpfe und die Gefahr der jüdischen Überschwemmung Frankreichs immer deutlicher erkannt. So war allmählich in ihm der Plan herangereift zu einem großen Werk, durch das er seine Mitbürger aus der Lethargie, mit der sie alles über sich ergehen ließen, wachzurütteln hoffte. Aber Rücksichten auf seine Familie, besonders auf seine schwerleidende Frau, hatten ihn immer wieder davon abgehalten, seine Existenz durch eine derart gewagte Veröffentlichung aufs Spiel zu setzen. 1885 starb jedoch Frau Drumont, und jetzt fühlte er sich endlich frei, seiner Berufung zu folgen. „Keine menschliche Rücksichtnahme hält mich mehr zurück; ich werde also endlich sprechen können!" Er, der in seinen persönlichen Ansprüchen so bescheiden war, konnte nun auf sein festes Gehalt bei der von dem Juden Pereire finanzierten „Liberté" verzichten, und im Frühjahr 1886 erschien bei Flammarion das zweibändige Werk „La France Juive" mit dem Untertitel „Essai d'histoire contemporaine". Seit Ernest Renans „Vie de Jésus" wurde es der größte literarische Erfolg, nachdem es zuerst geschienen hatte, als ob es unverkauft in den Buchläden liegen bleiben würde. Drumont selbst hatte schon seine langjährige Arbeit für vergeblich gehalten, als er plötzlich von Arthur Meyer, dem jüdischen Leiter des „Gaulois", der sich in dem Buche beleidigt gefühlt hatte, zum Duell herausgefordert wurde. Während dieses Duells, bei dem Daudet einer der Sekundanten Drumonts war, klammerte sich Meyer in unfairer Weise an den Degen von Drumont und verletzte ihn schwer, wofür er später mit einer lächerlich geringen Geldstrafe belegt wurde. Der Autor und sein Werk aber waren nun mit einem Schlage berühmt geworden, und man begann sich um das „Verjudete Frankreich" zu reißen.

Dieses Werk darf man nicht vom Standpunkt einwandfreier Wissenschaftlichkeit aus beurteilen, sondern als politisches Kampfbuch, einzig in seiner Art und bestechend gerade durch die Fülle von persönlichen Beobachtungen und Erlebnissen mit Juden. „Taine hat über den Sieg des Jakobinertums geschrieben. Ich will den

Digitized by Google

Eroberungszug des Judentums schildern." Mit diesen Worten beginnt Drumont sein Hauptwerk, um es nach mehr als 1200 Seiten mit dem Satze zu beschließen: „Indem ich die Wahrheit verkündete, habe ich nur der gebieterischen Stimme meines Gewissens gehorcht. Liberavi animam meam." Es würde zu weit führen, in diesem Rahmen auf die ganze Gedankenfülle, die uns hier geboten wird, im einzelnen einzugehen. Doch sei ein Leitsatz zu Beginn der „France Juive" erwähnt, der dem aktuellen antijüdischen Schrifttum entstammen könnte: „Der Semiten höchster Wunsch, sozusagen ihre fixe Idee, war und bleibt, die Rasse der Arier zu Sklaven und Leibeigenen zu machen." Seine Gültigkeit sucht Drumont an Hand von historischen Beispielen aus mehr als 2000 Jahren zu beweisen. — Manche von Drumonts Spitzen gegen die nach Frankreich eingewanderten Juden muten uns heute etwas seltsam an. Wenn er z. B. behauptet, diese Juden aus Deutschland hätten durch Verrat zur militärischen Niederlage Frankreichs 1870/71 beigetragen, sie hätten sogar die Hauptschuld, dann kann man sich der Feststellung nicht erwehren, daß die Franzosen eben immer einen Sündenbock für Versager auf militärischem und politischem Gebiet suchen und fühlt sich lebhaft an das Geschrei von 1940 erinnert: „On nous a trahis!" (Man hat uns verraten!). — Auf Deutschland hat Drumont immer mit einer Art neidischer Bewunderung geblickt; die deutschen Offiziere hat er einmal als „Schüler Hegels in Uniform" bezeichnet. In einem anderen Werk, „Le Testament d'un Antisémite", äußert er anerkennend, die Deutschen hätten ihm als einziges Land für die Übersetzung des „Verjudeten Frankreich" 1500 Francs gegeben, und er habe sie gerne „als kleine Abschlagszahlung auf unsere fünf Milliarden" (nämlich die Kriegsentschädigung) angenommen. — Ebenso heftig wie gegen die Juden und Crémieux' „Alliance Israélite Universelle" hat sich Drumont gegen die Freimaurer gewandt, deren Rolle im Fahrwasser des Judentums ihm jedoch keiner so ausführlichen Behandlung wert erschien.

Etwas, was Drumont alle seine Gegner vorwarfen und was auch seine Freunde bisweilen zugaben, ist die allzu persönlich gehaltene Note seiner gesamten antisemitischen Publizistik. Es kann nicht geleugnet werden, daß er in seinem Haß und seinen Äußerungen bisweilen in unsachlicher und nicht ganz hieb- und stichfester Weise über das Ziel hinausschoß. Das verhindert jedoch nicht, daß wir heute in dem „Verjudeten Frankreich" eines der epochemachenden Werke der antijüdischen Strömungen in Europa erkennen und würdigen. Drumont hat sich in vielem als ein wahrer Prophet und Seher erwiesen — es scheint, als habe er beim Niederschreiben seines Werkes im Unterbewußtsein die großen parlamentarischen Krisen vorausgeahnt, durch die wenige Jahre später die Dreyfus-Affaire und der Panama-Skandal mit seinen jüdischen Hintermännern wie Baron Joseph Reinach, Cornelius Herz, Naquet usw. das republikanische Regime Frankreichs von Grund auf erschüttern sollten.

Über die Wirkungen seines Buches in ganz Europa hat sich Drumont nicht allzu großen Illusionen hingegeben. Trotz des Wirkens eines Stöcker in Berlin hielt er besonders Kaiser Wilhelm II. für zu fest in die Schlingen seiner jüdischen Freunde und Berater verstrickt, als daß er, ungeachtet einiger gelegentlicher antisemitischer Äußerungen, den Kampf gegen Juda aufnehmen werde. Von allen führenden Staatsoberhäuptern erachtete Drumont einzig Kaiser Alexander III. von Rußland, diesem Lande, in dem sich schon immer stärkste antijüdische Tendenzen und rigoros durchgeführte Judenverfolgungen bemerkbar gemacht hatten, als den berufenen Mann, vielleicht einmal die Macht der Juden in der ganzen Welt zu brechen. Wenige Monate, ehe mit den Bolschewisten dort die Juden uneingeschränkt und früher als in irgendeinem anderen Lande an die Macht gelangen sollten, hatte Edouard Drumont für immer die Augen geschlossen.

Digitized by Google

Die große literarische Schaffensperiode Drumonts reicht von 1885 bis 1891, umfaßt also etwa die Zeit der boulangistischen Krise. Es erschienen damals, neben der „France Juive", „La France juive devant l'opinion" als Ergänzungsband 1886, „La fin d'un monde" 1889, „La Dernière Bataille" 1890 und „Le Testament d'un Antisémite" 1891. Diese ganzen Schriften sind durchzogen von der Vorausahnung einer kommenden kriegerischen und revolutionären Katastrophe und der Erkenntnis der allgemeinen Dekadenz sämtlicher französischer Gesellschaftsschichten. In seinen soziologischen Gedankengängen erwies er sich dabei in vieler Hinsicht als Schüler von Frédéric le Play; auch die Bemühungen des Grafen Albert de Mun, der die Arbeiterfrage von christlich-konservativer Seite her zu lösen versuchte, billigte er in der „France Juive" voll freudiger Erwartung, um ihnen jedoch schon drei Jahre später, in „La Fin d'un Monde", kritisch gegenüberzustehen, da der Sozialismus der katholischen Zirkel nicht über die altgewohnte private Mildtätigkeit hinausgewachsen war.

In „La Fin d'un Monde" geht Drumont auch ausführlicher auf den jüdischen Einfluß in den anderen europäischen Staaten ein. Die Presse vor allem werde fast überall sichtbar oder unsichtbar von Juden beherrscht, und, so schreibt er, „ich habe meinem Buch den Titel „Ende einer Welt" und nicht „Ende eines Volkes" gegeben, weil die anderen Nationen tatsächlich beinahe ebenso krank sind wie wir". Wenn Drumont in diesem Buche General Boulanger als den kommenden Retter Frankreichs preist, so mußte er sich nur allzu bald in seiner Hoffnung enttäuscht sehen, da dieser als Militär tüchtige General politisch versagte, im gegebenen Augenblick nicht den Mut zum Handeln fand und sich schließlich wenige Monate nach dem Tode seiner Geliebten an ihrem Grabe erschoß — ein nachträglicher Beweis dafür, daß ihm sein persönliches Glück und Unglück eigentlich stets über dem Schicksal seines Vaterlandes gestanden hat. — Interessant sind an diesem Buche Drumonts noch besonders die Kapitel „L'idée socialiste à travers le XIX^e siècle" und „Le socialisme catholique", ein vorzüglicher Überblick über die gesamten sozialistischen Bestrebungen im vergangenen Jahrhundert, in dem sich Frankreich, das sich stets als die Wiege des Sozialismus bezeichnet und gefühlt hat, von dem monarchisch-konservativen Deutschland mit seiner Bismarckschen Sozialgesetzgebung, der ersten ihrer Art von Staatsseite, weit in den Schatten stellen lassen mußte.

Aus dem „Testament d'un Antisémite", das Drumont nach seinen eigenen Worten in der Einleitung „nicht als ein Testament des Antisemitismus" betrachtet sehen will, „denn niemals sei das jüdische System mehr bedroht gewesen als jetzt", sondern als den persönlichen Rechenschaftsbericht eines Antisemiten für seine Freunde, möchte ich eine Stelle wörtlich zitieren: „Wer unsere Bücher später studiert, wird darin Zeugnisse dessen finden, was sonst noch nie überliefert worden ist, nämlich die letzten Phasen einer in voller Auflösung begriffenen Gesellschaft, einer Welt, die gewissermaßen im Todeskampf noch photographiert ist. Man wird staunen, daß die Zersetzung aller Elemente, die eine Nation bilden, sich vollziehen kann, ohne daß irgend jemand sonst diesen Vorgängen seine Aufmerksamkeit schenkt. Die Anarchie hat sich auf unser Land herabgesenkt wie die Nacht auf die Erde, ohne daß man auf den Augenblick genau gemerkt hätte, wann der Tag aufhörte" (S. 220). — Und noch eine kleine persönliche Episode sei erwähnt, die auch in diesem Buch enthalten ist und gleichzeitig auf die amerikanische Mentalität schon damaliger Zeiten ein bezeichnendes Schlaglicht wirft. Drumont erzählt: „Ich erinnere mich des Staunens zweier reizender Amerikanerinnen mit klaren Augen und offenen Gesichtern: sie hatten meine Bücher gelesen, und weil sie mich zu sehen wünschten, hatte man ein Essen veranstaltet. Als ich mit den jungen Damen

Digitized by Google

sprach, merkte ich wohl, daß sie einen Hintergedanken hatten. ‚Nun, mein Fräulein, was haben Sie?' fragte ich meine rechte Nachbarin. ‚Darf ich offen zu Ihnen sprechen?' antwortete sie mit hellem Lachen. ‚Natürlich!' — ‚Nun gut, hören Sie. Ich bin ganz verwundert, Sie so vernünftig und sanft zu finden. Man hatte mir gesagt: daß Sie ein Verrückter seien und —' ‚— Sie erwarteten einen Tobsuchtsanfall von mir, nicht wahr? Aber wo denken Sie hin! Ich liebe Gott, Frankreich, die Armen — und die Schönheit, wenn sie strahlend und rein ist wie die Ihre. Nun aber sind die, welche heute Geschichte schreiben, die Herren unserer Presse, Juden aus Hamburg oder aus Wilna. Kein Wunder, wenn die meine Freunde und mich in verlogener Weise darstellen!'" — Diese Anekdote ist zugleich auch charakteristisch für Drumonts Art, sachliche Betrachtungen immer wieder durch eine kleine persönliche Note zu beleben.

Kurz nach dem Erscheinen des „Verjudeten Frankreich" hatte die erste antisemitische Versammlung stattgefunden. Am 4./5. September 1889 wurde dann in Paris in der Rue Lepic No. 48 die „Ligue Nationale Antisémitique de France" gegründet mit zwei bescheidenen kleinen Büroräumen. Drumots Mitarbeiter waren dabei Jacques de Biez, Millot und der Marquis de Morès, sicherlich eine der interessantesten und abenteuerlichsten Gestalten im Kreise von Drumont. Um diese Gruppe scharte sich dann der Kreis, aus dem am 20. April 1892 die Zeitung „La Libre Parole" hervorging, deren Devise lautete: „La France aux Français!" Vorläufig begann die neue Liga mit einer großangelegten Vortragsreihe, auf der auch Drumont selber mit Erfolg sprach. Zadoc-Kahn, der damalige Großrabbiner von Frankreich, legte gegen diese Tätigkeit Protest ein. Léo Taxil, ein Freimaurer, der auch ein Buch gegen Drumont geschrieben hat, machte sich zum öffentlichen Sprachrohr der Juden, und — der Erzbischof von Paris ließ bei ihm, der vorher eine antiklerikale Buchhandlung geführt hatte, die kurze Zeit zum Schein in eine antifreimaurerische verwandelt wurde, seine Karte abgeben! Trotzdem Drumont niemals die Religion der Juden als solche angegriffen, sondern nur die Judenherrschaft als Diktatur des Geldes gebrandmarkt hatte, ist es ihm nie gelungen, die katholische Kirche für sich zu gewinnen. Schon ab 1890 hatte er sie bei allen antisemitischen Kandidaturen für die Pariser Gemeindewahlen gegen sich.

Ihren großen Start hatte die „Libre Parole" — die übrigens bei ihrer Gründung nicht auf jüdisches Kapital verzichten konnte: ein getaufter Jude war der Hauptgeldgeber! — durch eine aufsehenerregende Artikelreihe „Die Juden in der Armee". Die Auflagenhöhe schnellte in kurzer Zeit überraschend in die Höhe, selbst ihrem Gründer eigentlich unerwartet. Es war die Zeit des Panama-Skandals und der Dreyfus-Affaire, in der die „Libre Parole" aus dem großen Kreise ihrer festen und gelegentlichen Mitarbeiter heraus täglich mit neuen Enthüllungen aufwarten konnte, die zu häufigen Duellen führten. Ein politischer Angriff gegen den Minister Burdeau trug Drumont seine erste Gefängnisstrafe ein: drei Monate mußte er 1892 in Sainte-Pélagie absitzen. Über den Prozeß, der zu Drumonts Verurteilung führte, schrieb in Deutschland die „Kreuzzeitung" unter dem 27. 6. 1892: „Drumont wird sich jedenfalls überzeugt haben, wie schwer es ist, etwas zu beweisen, was doch alle Welt weiß, denn Trinkgelder werden nicht quittiert, und solange es nicht möglich ist, Geldinstituten wie der Bank von Frankreich mehr als orakelhafte Antworten zu entlocken, solange man nicht ausführliche Rechnungslegung fordern kann, werden alle Versuche fruchtlos bleiben, dem Unwesen der großkapitalistischen Praktiken zu steuern. Der Prozeß Burdeau-Drumont bedeutet den höchsten Triumph der Geldmacht, die durch die Bourgeoisie der Dritten Republik bezeichnend verkörpert wird. Nie wurden mit solcher Schamlosigkeit erlaubte und vor allem unerlaubte Mittel in Bewegung gesetzt, um die Niederlage Drumonts herbeizuführen,

Digitized by Google

nie hat man sich vor dem Goldenen Kalbe götzenanbeterischer gebeugt. Drumont und seinen Freunden wurde jeden Augenblick unter den hinfälligsten Vorwänden das Wort entzogen, und die Verhandlung wurde in einer Weise geleitet, die allen Gefühlen von Recht und Gleichheit Hohn spricht. Gerichtspräsident und Generaladvokat wurden, um von Waldeck-Rousseau, dem Anwalt Burdeaus, gar nicht zu reden, zu Handlangern der hinter den Kulissen verborgenen unfaßbaren kapitalistischen Großmacht."

Während Drumont im Gefängnis saß, war der Panama-Skandal ins Rollen gekommen, den er von dort aus eifrig verfolgte. Sein 1896 erschienenes Buch „De l'or, de la boue, du sang. Du Panama à l'anarchie" hat daher auch die Form von Tagebuchnotizen aus dem Gefängnis Sainte-Pélagie und aus Brüssel, wohin er sich 1894 für einige Zeit zurückgezogen hatte und wo er zu seiner großen Genugtuung die Verhaftung von Alfred Dreyfus erfuhr. Die ganze Geschichte des Panama-Skandals zu schildern, der den Hintergrund für zahlreiche publizistische Angriffe Drumonts gegen die französische Republik bildete und dessen Hintermänner und Hauptverantwortliche in der Mehrzahl Juden waren, würde hier zu weit führen; dafür sei auf das diesbezügliche Kapitel des Buches von Walter Frank „Nationalismus und Demokratie im Frankreich der Dritten Republik" hingewiesen. Jedenfalls brachte Drumont mit seiner „Libre Parole" damals fortlaufend Enthüllungen über das Bestechungssystem der Panama-Gesellschaft. Der Jude Reinach soll selbst das Material dazu geliefert haben gegen das Versprechen, persönlich nicht in der „Libre Parole" genannt zu werden — wieder einmal ein Kompromiß! Die Welle des Antisemitismus, die damals in heute unvorstellbarem Ausmaße ganz Frankreich ergriffen hatte, ist zu einem guten Teil auf Drumonts Wirken zurückzuführen.

1895 mußte Drumont eine neue Gefängnisstrafe verbüßen. Die Duelle der Mitarbeiter der „Libre Parole" mehrten sich, und der Südbahn-Skandal drohte die Panama-Affaire neu heraufzubeschwören. Ein zweiter ganz großer antisemitischer Sturm wurde dann durch die Dreyfus-Affaire erregt, jenes Verfahren gegen den jüdischen Generalstabs-Hauptmann Alfred Dreyfus, der, der Spionage zugunsten Deutschlands bezichtigt, im ersten Prozeß im Dezember 1894 trotz seines Leugnens zu Degradation und lebenslänglicher Deportation verurteilt wurde. 1898 suchte man den obskuren Esterhazy an Stelle von Dreyfus für den Schuldigen zu erklären, und es gab eine Unmenge von Verfahren, bei denen hohe und höchste Offiziere der französischen Armee als Verräter und Saboteure bloßgestellt und verurteilt wurden. Noch einmal konnte die „Libre Parole" sensationelle Enthüllungen bringen, während schon langsam der alte Kreis der Freunde und Mitarbeiter abbröckelte und durch neue ersetzt werden mußte. Sein berühmtestes Duell hatte Drumont am 26. 2. 1898 mit Clemenceau, der ein Jahr vorher die „Aurore" gegründet hatte. Auf Zolas aufsehenerregenden Artikel „J'accuse" („Ich klage an"), mit dem dieser den Anstoß zur parteipolitischen Anteilnahme am Schicksal von Dreyfus gegeben hatte (wofür er zu einem Jahr Gefängnis verurteilt wurde, dem er sich durch Flucht ins Ausland entzog), hatte Drumont in seiner Zeitung so scharf geantwortet, daß Clemenceau, der Schützling von Cornelius Herz, ihn forderte. Wie durch ein Wunder wurde er jedoch von dem als sicheren Pistolenschützen bekannten Clemenceau nicht getroffen. Immerhin hatte Zola erreicht, daß die ganze Affaire, die vorher nur die Angelegenheit einiger interessierter Kreise gewesen war, jetzt durch das Geld und den Einfluß der Familie Dreyfus und ihrer Freunde ganz Frankreich zur Stellungnahme aufrief. Die französische Nation spaltete sich in die „Dreyfusards" und die „Antidreyfusards", die sich auf das heftigste bekämpften und den Zwist bis in die Familiengemeinschaften hineintrugen. Niemals zuvor war ein politischer Kampf

Digitized by Google

mit derartiger Verbissenheit geführt worden: Zola sah aus der Verbindung des Antisemitismus mit den Klerikalen aufs neue das Schreckgespenst des Militarismus hervorgehen und damit das republikanische Regime gefährdet, Drumont erblickte in der Dreyfus-Affaire den letzten Ansatzpunkt, gegen die zunehmende Verjudung Frankreichs und gegen die demokratische Republik alle nationalen Kräfte aufzurufen. Es gab keinen Staatsmann oder Politiker, der nicht gezwungen worden wäre, eindeutig Stellung zu nehmen.

Auch in Algerien hatte sich inzwischen, hervorgerufen durch die Gesetze von Benjamin Crémieux, der alle algerischen Juden en bloc zum Schaden der dortigen französischen Kolonisten zu französischen Staatsbürgern erklären ließ, eine scharfe antijüdische Tendenz herausgebildet. Ein Student bot Drumont für die Parlamentswahlen die Kandidatur als Vertreter Algiers an, und am 8. Mai 1898 wurde er zum Abgeordneten gewählt. Bereits einige Monate später vertrat eine Gruppe von 19 antisemitischen Abgeordneten unter Drumonts Führung seine Ideen in der Abgeordnetenkammer. Damit jedoch hatte sich Drumont den parlamentarischen Intrigen ausgeliefert, denen er nicht gewachsen war. Schon war seine alte antisemitische Liga in der Auflösung begriffen, und als Gegengewicht gegen den freimaurerischen „Grand Orient de France" hatte sich ein „Grand Occident des France" unter Leitung von Jules Guérin von Drumonts Bewegung abgespalten.

Schließlich verloren die „Antidreyfusards" den Kampf. Am 19. September 1899 wurde Dreyfus vom Präsidenten Loubet begnadigt. Er nahm die Begnadigung an und konnte sich von nun an selber für seine restlose Rehabilitierung einsetzen. Die Ära Waldeck-Rousseau stellte dann das Militär endgültig unter die zivile Herrschaft des Kriegsministeriums — und der seinerzeit von einem Militärgerichtshof gegen Dreyfus gefällte Urteilsspruch wurde aufgehoben, eine Tatsache, die schon seit längerem beschlossen, aber bisher nicht durchführbar gewesen war. Im Mai 1906 hatten jedoch parlamentarische Neuwahlen der Linken einen entscheidenden Sieg eingebracht, und am 12. Juli des gleichen Jahres wurde Dreyfus endgültig freigesprochen. Zwei Tage später wurde er zum Major und Ritter der Ehrenlegion ernannt. Damit hatte der Antisemitismus in Frankreich politisch ausgespielt. Schon 1902 hatte Drumont eine schwere Wahlniederlage erlitten; nur noch zwei antisemitische Abgeordnete hatten sich halten können. Das französische Volk, der niemals verwirklichten hochfliegenden Pläne müde, hatte sich mit dem republikanischen Regime abgefunden und begann sich vom Verfasser des „Verjudeten Frankreich" abzuwenden. Die alte antisemitische Liga flog vollends in Trümmer, Drumont und sein ehemaliger Mitarbeiter Guérin überschütteten sich gegenseitig mit Schmähungen, und Drumont begann sich alt und müde zu fühlen. 1903 konnte er noch einmal für kurze Zeit eine „Liga zur Steuerverweigerung" mit nur acht Mitgliedern ins Leben rufen, aber 1904 verloren auch die beiden letzten antisemitischen Abgeordneten ihre Sitze. Sein alter Gegner Clemenceau wurde Innenminister, und von nun an hatte er die Lust und den Glauben an sein Wirken verloren. 1907 bot er seine Zeitung Léon Daudet, seinem ehemaligen Mitarbeiter und Sohn seines Jugendfreundes Alphonse Daudet, und Maurras, dem Leiter der „Action Française", an, aber vergebens. Drumont hatte inzwischen jeglichen Kontakt mit dem Publikum verloren, und der ehemals so kämpferische Antisemit entdeckte auf einmal seinen literarischen Jugendtraum wieder: Mitglied der Académie Française zu werden! 1909 bewarb er sich mit einem Rest kleinbürgerlicher Eitelkeit um einen Sessel der Académie, wurde jedoch zugunsten von Marcel Prévost, des späteren Leiters der französischen Propaganda im Weltkrieg, zurückgewiesen. Als er diese Demütigung erfuhr, brach er in Tränen aus.

Digitized by Google

Immer größer wurde nun seine Bitterkeit dem Leben gegenüber, das ihn in seinen letzten Jahren mit Schicksalsschlägen förmlich überschüttete. 1911 vernichtete eine Überschwemmung seine gesamte heißgeliebte Pariser Bibliothek, und im gleichen Jahre mußte er die „Libre Parole" verkaufen. 1914 verlor er durch den Zusammenbruch der Bank Levasseur den Rest seines Vermögens. Er zog sich nun ganz auf seinen Landsitz in Veneux-Nadon (Seine et Marne) zurück und ließ von dort aus sein letztes Buch erscheinen „Sur le chemin de la vie. Souvenirs". In diesen Lebenserinnerungen stellt er fest: „Die Führer haben nicht marschieren wollen, und das Volk wurde deshalb antimilitaristisch" (und daher nicht mehr antisemitisch!). „Es ist doch wahr: es gab einen Tag, wo ganz Paris, der Arbeiter und der Bürger, das revolutionäre und das patriotische Paris, in den Ruf einstimmte: Nieder mit den Juden. Es ist auch wahr: Hätte sich an jenem Tage unter unseren militärischen Führern einer jener schönen Helden von einst gefunden, einer von jenen prächtigen, zu jedem Opfer bereiten Fürchtenichtsen, wie sie uns in der Geschichte des alten Frankreich auf Schritt und Tritt begegnen — dann hätte das Judentum im Staube gelegen!" — Auf einer Reise nach Paris ist Edouard Drumont dann am 5. Februar 1917 gestorben.

In einem Nachruf sagte am Tage darauf Léon Daudet, der ihn einmal als den „révélateur de la race" bezeichnet hatte: „Drumont hat uns gelehrt, unsere Zeit zu verstehen." Daudet gehörte zu den wenigen geistig hochstehenden Franzosen, die sich für Drumont mit Wort und Schrift eingesetzt haben. Außer ihm wäre eigentlich nur noch Georges Bernanos zu erwähnen, dessen Drumont-Biographie „La Grande Peur des Bien-Pensants" 1931 herauskam und eine posthume Rechtfertigung des Lebenskampfes des bedeutenden französischen Judengegners darstellt. Es wäre zu hoffen, daß im Zuge der sich ganz langsam anbahnenden Selbstbesinnung Frankreichs sein Bild eines Tages endgültig der Vergessenheit entrissen wird. Es sei in diesem Zusammenhang nur auf Céline und den Kreis um die antijüdische Zeitschrift „Je suis partout" hingewiesen. Auch die kürzlich erfolgte Gründung eines Lehrstuhles für Rassenfragen in Paris läßt solche Hoffnungen nicht unbegründet erscheinen. Als äußeres Zeichen der Verbundenheit der heutigen antijüdischen Strömungen Europas mit dem ersten großen französischen Vorkämpfer für die antijüdische Idee ließ das französische „Institut zum Studium der Judenfrage" 1941 eine Gedenktafel am Hause Edouard Drumonts in Paris anbringen, um sein Andenken allen Franzosen ehrend ins Gedächtnis zurückzurufen.

Digitized by Google

Otto Weise:

Probleme des französischen Bürgertums

Der französische Zusammenbruch des Jahres 1940 bedeutete für das französische Volk das stärkste Erlebnis seit langer Zeit. Seit vielen Generationen hat Frankreich kein so tiefgreifendes Massenerlebnis kennengelernt, wie die Monate der Niederlage und des darauffolgenden „Exode". Die Affäre Dreyfuß, die Frankreich um die Jahrhundertwende in große Erregung versetzte, hat doch die Grundlagen und das Gefüge des ganzen Volkes nicht erschüttert. Man kann den Zusammenbruch des Jahres 1940 nur mit den erbitterten und leidenschaftlichen Jahren der Französischen Revolution vergleichen. Damals wie heute wird in der ungestümen Bewegung der Volksmassen das Ende eines Regimes offenbar. Freilich drängen sich dem Betrachter Unterschiede, vom französischen Volk schmerzlich empfundene Unterschiede auf. Denn diesmal kam der entscheidende Schlag gegen das vergangene Regime nicht aus dem Inneren des Volkes, sondern von außen. Und welcher Unterschied in der geistigen Situation zwischen heute und ehedem! Damals der hoffnungsfrohe Aufbruch eines ganzen Volkes, der leidenschaftliche, gläubige Kampf um eine neue Ordnung — heute dagegen der Zusammenbruch, das Ende. Und zwar handelt es sich um den Zusammenbruch der damals zwar mit Schmerzen und Anstrengungen, aber doch voller Leidenschaftlichkeit geschaffenen Ordnung unter Umständen, die viele Franzosen als schmählich empfanden. Die Dritte Republik, Erbe und Erfüllerin der revolutionären Ideologie, stürzte in dem Augenblick zusammen, als sie sich der neuen Ordnung, die das bürgerliche Zeitalter abschließen und überwinden soll, entgegenstellte. Dadurch wurde der militärische Zusammenbruch Frankreichs auch ein geistiger Zusammenbruch: denn der Franzose war es gewohnt, seine Nation als die Trägerin des Fortschrittes in der Welt zu betrachten. Die naive Gleichsetzung der eigennationalen mit allgemein verpflichtenden menschlichen Werten hat dem französischen Kulturbewußtsein jahrhundertelang die drängende Kraft verliehen, die dem kulturpolitischen Schaffen Frankreichs innewohnte. Heute muß selbst der Franzose einsehen, daß Frankreich in dem dramatischen Kampfe unserer Jahre um eine neue Ordnung als eine reaktionäre Macht dasteht — diese Erkenntnis bedeutet aber einen Bruch des französischen Kulturbewußtseins.

Dieser Bruch mit der kulturellen und geistigen Tradition fällt zusammen mit einem vorläufigen Ausscheiden Frankreichs aus der unmittelbaren Entscheidung im weiteren Verlauf des Krieges. Frankreich, das seit Jahrhunderten an jeder politischen Entscheidung innerhalb Europas maßgeb-

Digitized by Google

lich beteiligt war, wurde durch seine Niederlage ausgeschaltet aus dem Kampfe und hat keine Möglichkeit mehr zu einem aktiven Eingreifen. Frankreich steht daher auch politisch in einer gänzlich neuen und ungewohnten Situation.

Bruch des kulturellen, Bruch des politischen Selbstbewußtseins — das war für Frankreich die Folge seiner Kriegserklärung an Deutschland. Der Verlust Nordafrikas hat trotz des im allgemeinen nur mangelhaft entwickelten „imperialen Bewußtseins" in Frankreich das Gefühl des Ausgeschiedenseins verstärkt, nachdem ein kurzes Aufflackern der Hoffnung schnell zusammengesunken ist. Dabei bedeutet der Verlust dieser großen und reich entwickelten Kolonien für jeden Franzosen eine sehr fühlbare Verschärfung in dem Kampf um das tägliche Dasein. Jedenfalls ist es diese Verschärfung der Lebensbedingungen, die, mehr noch als ein sicheres Gefühl für die aktuellen weltpolitischen Entscheidungen, dem Franzosen die Tatsache zum Bewußtsein bringt, daß die weltpolitischen Spannungen ihn in seiner Existenz bedrohen. Der Franzose zeigt heute zwar ungeahnte Fähigkeiten bei dem Aufbessern seiner Rationen, aber er verschließt sich im allgemeinen vor der Notwendigkeit einer aktiven Stellungnahme im Ringen unserer Tage. Nichts zeigt die Krise des französischen Menschen deutlicher, denn schließlich handelt es sich um die Nachfahren jener Volksschichten, die einst die Französische Revolution zum Siege führten.

Aber das damals eingeleitete bürgerliche Zeitalter geht auch in Frankreich zu Ende. Es hat sich gezeigt, daß das Abendland noch immer eine geschlossene geistige Einheit ist; kein Teil kann sich den Erschütterungen und Krisen des Ganzen entziehen. In Frankreich ist der Lebensraum des einzelnen, der durch die Französische Revolution ein für allemal im liberalen Sinne umschritten und bestimmt schien, wieder fragwürdig geworden; die Beziehungen zwischen dem einzelnen und der Gesellschaft sind gestört. Über ein neues Gleichgewicht der Gesellschaft, das Ausdruck einer neuen sozialen Wertung sein muß, wird zwar an vielen Stellen nachgedacht — der französische Geist zeigt noch immer eine bewundernswürdige Intensität, aber er denkt und bedenkt noch die alten verflossenen Probleme — im ganzen aber erlebt der Franzose die Zerstörung des alten sozialen Gleichgewichtes leidend und duldend. Nur wenige kämpferische Kreise sind vorgestoßen zu der Einsicht, daß in Not und Leid sich heute in Europa eine neue Form des geistigen und politischen Lebens bildet, die das bürgerliche Zeitalter ablösen wird.

Was ist ein Bürger? Nach der Aussage eines geistreichen Franzosen (André Siegfried) „un homme qui a des réserves". Die Reserven geistiger und materieller Art, die das 19. Jahrhundert uns hinterlassen hatte, sind heute geschwunden oder mindestens im Schwinden begriffen. Das „Rentnerideal", mit dem die französische Lebensform allzuoft und etwas vorschnell charakterisiert wurde, war infolge der Frankenentwertungen der letzten zwei Jahrzehnte bereits im Zerfall begriffen. Der tragende Untergrund des französischen Volkes — Kleinbauern, Kleinbürger und Bürger — war aber noch durchaus unerschüttert. Frankreich war noch immer die bürgerliche

Digitized by Google

Nation par excellence, in einem Augenblick, als in ganz Europa das Bürgertum bereits im Zerfall oder doch in einer tiefgreifenden Umformung begriffen war. Der französische Mensch war das konservativste Element Europas. Im Jahre 1940 erlebten wir das erregende Schauspiel, daß dieser Mensch bereit war, sich zu wandeln; jäh wurde das Land von der Erkenntnis überfallen: „Es muß anders werden!" Aber dieser leidenschaftliche Drang nach einer Wandlung der Lebensgrundlagen und der Staatsform des Landes blieb zunächst vollkommen im Ungewissen und gewann kein klares Bewußtsein von sich selbst. Bald vier Jahre sind seitdem ins Land gegangen. Der Krieg hat sich weiterentwickelt; erst heute übersehen wir seine Ausmaße und seine weltpolitische Bedeutung. Auch innerhalb Frankreichs sind viele Dinge klarer geworden als damals in der ungestümen Bewegung des Zusammenbruchs. Man ist sich in Frankreich der großen Schwierigkeiten, die eine soziale und wirtschaftliche Neuordnung des Staates mit sich bringt, bewußt geworden. Der leidenschaftliche Schwung, der der Niederlage zunächst folgte, genügte nicht, um einen neuen Staat zu formen. Immer wieder stellt man sich in Frankreich die Frage, wer eigentlich heute noch die Kraft hat, um eine Neuformung des Staates vorzunehmen.

Unmißverständlich hat sich gezeigt, daß in Frankreich die Machtgruppen der vergangenen Zeit noch längst nicht abgedankt hatten, sondern daß sie sich mit wachsender zeitlicher Entfernung zur Niederlage, wenn auch hinter den Kulissen, heftig wieder regten. Der Traum eines neuen nationalfranzösischen Sozialismus ist noch immer nur der Traum einer kleinen Elite, verschiedener politischer Gruppen in der Nachfolge Proudhons und Georges Sorels, die aber unter sich noch immer nicht die rechte Abstimmung ihrer oft einander widersprechenden Forderungen gefunden haben. Die kluge Realpolitik Pierre Lavals wird noch immer in vielen Kreisen des französischen Volkes mißverstanden und falsch gedeutet. Demgegenüber steht die Schar der Gaullisten — die kleiner ist als man gemeinhin glaubt — und Giraudisten, die aber in ihren unklaren politischen Formulierungen und ihrem Festhalten an veralteten Werten dem Franzosen in seinem geistigen Kampfe recht wenig zu bieten haben. Immerhin haben die reaktionären konservativen Kreise ebenso wie die äußerste Linke in der mit Mühe zusammengekommenen nordafrikanischen Koalition einen Blickpunkt gefunden.

Auch im Inneren Frankreichs sind viele Anzeichen dafür vorhanden, daß die Spannungen und Zwiste der vergangenen Zeit noch weiter bestehen; z. B. der alte Gegensatz zwischen laizistischen und klerikalen Gedankengängen, der in der französischen Politik so lange Zeit eine große Rolle gespielt hat. Er ist nicht durch die Zeitumstände erledigt worden. Viele Anzeichen lassen vielmehr darauf schließen, daß dieser Kampf noch lange nicht abgeschlossen ist. Freidenkerisches und religiöses Weltgefühl stehen sich noch immer gegenüber, aber ihre Machtpositionen sind deutlich seit der Niederlage einem Wandel unterworfen. In dem 1940 begonnenen Abschnitt des Kampfes zwischen beiden Weltanschauungen ist der Laizismus von vornherein geschwächt eingetreten. Denn die Parteien, die für den

Digitized by Google

Kriegsausbruch verantwortlich zeichneten — die Radikalsozialisten und Sozialisten, d. h. also vor allem die laizistischen Parteien — sind durch die Ereignisse am meisten kompromitiert worden. So wenig aber der Gedanke eines eigenständigen französischen Sozialismus durch die Haltung der S.F.I.O. zunichte geworden ist, so wenig ist der Gedanke des Laizismus durch die Haltung Daladiers und Genossen geschmälert worden. Der Laizismus ist vielmehr eine echte existentielle Möglichkeit des französischen Geistes mit einer langen Tradition, die in Zeiten zurückreicht, wo es überhaupt noch keine Radikalsozialistische Partei gab.

Nach der Niederlage zeigte es sich, daß starke klerikale Kräfte die Reaktion gegen die Kriegsschuldigen zu einer Reaktion gegen den Laizismus umdeuteten. Der Kampf gegen die Freimaurerei wurde ein Kampf gegen den Laizismus. In welcher Richtung diese starken Kräfte arbeiten, zeigt die Tatsache, daß der Sturz Lavals im Dezember 1941 von vielen Seiten auf rechtsradikale, konservative Machenschaften zurückgeführt worden ist. Es ist aber nicht anzunehmen, daß ein politischer Katholizismus beim Neubau Frankreichs eine Rolle spielen wird, so wenig die echten religiösen Kräfte des Landes, soweit sie auch im Katholizismus ihre religiöse Form gefunden haben, davon ausgeschlossen sein dürfen. Daß die Synthese einer katholischen Haltung mit dem Gedanken eines französischen Sozialismus vereinbar ist, beweisen Lehre und Leben eines Charles Péguy — dabei ist jedoch bezeichnend, in welch einseitiger Weise dessen Werk in den letzten Jahren interpretiert worden ist. Das Abflauen der Péguy-Mode in Frankreich wird nun endlich die Möglichkeit geben, das Werk dieses Mannes so zu würdigen, daß es für die Zukunft fruchtbar sein wird.

Die sozialistischen und syndikalistischen Kräfte Frankreichs sind sich der von den reaktionären Elementen herandrohenden Gefahren bewußt. In jedem Falle ist auch in den schweren Tagen, die Frankreich heute durchleidet, der Kampf zwischen Laizismus und Klerikalismus noch lange nicht zu Ende, und es ist angesichts der heftigen Reaktion, die heute in den fortschrittlichen Kreisen Frankreichs zu spüren ist, nicht anzunehmen, daß der Kampf vorzeitig zugunsten der reaktionären Kräfte entschieden werden wird.

Dies alles sind Spannungen, die dem einzelnen Franzosen im Alltag wenig bewußt werden. Allzu leicht rettet er sich vor den Spannungen der Gegenwart in die Vergangenheit. Der „français moyen" lebt heute, zwar in einem dunklen Empfinden, daß seine Welt zerschmettert wurde, aber er begnügt sich doch allzu leicht mit Restbeständen der alten bürgerlichen Gedankenwelt. Das Beharrungsvermögen der bürgerlichen Kreise ist so groß, daß sie — trotzdem die eingetretenen Erschütterungen sich so schmerzhaft auswirken — doch versuchen, ohne Wandlung zu leben, und die Tatsache zu ignorieren, daß der tragende Grund ihrer Existenz völlig zusammengebrochen ist. Es zeigt sich in Frankreich oft eine gefährliche Tendenz, die Erschütterung des Jahres 1940 zu vergessen und aus dem Bewußtsein zu verdrängen.

Digitized by Google

So leben viele Franzosen heute: sie erleben nicht, sie leben dahin . . . Dabei hilft ihm eine typisch französische Eigenschaft: „il se débrouille" — eine Eigenschaft, deren gelegentliche Nützlichkeit nicht geleugnet werden soll, die aber dann gefährlich wird, wenn mit ihrer Hilfe prinzipielle Entscheidungen immer wieder hinausgezögert und sogar verhindert werden. Nicht umsonst richteten sich nach der französischen Niederlage viele französische Stimmen gegen die „débrouillage", gegen das „système D". Es ist nicht zu erwarten, daß dieses Dahinleben, dieses Sichdurchmogeln, die Flucht vor der Entscheidung dem französischen Volke eine künftige Lebensmöglichkeit geben wird.

Die stärkste Gefahr, die heute Frankreich droht, kommt von seiten derer, die keine Entscheidung mehr suchen und vor dem Anruf des Schicksals fliehen. Der so oft zitierte „Attentisme" ist keine echte politische Haltung, sondern zeigt lediglich das Unvermögen, die Apathie mancher Kreise des französischen Volkes, über welche klarblickende Franzosen sich in den letzten Jahren mehr und mehr beklagten. Das erbarmungslose Bombardement, das so viele französische Städte heute erleiden, hat die Hoffnung auf ein angelsächsisches Eingreifen schnell dahinschwinden lassen. Viele Franzosen stehen dieser Haltung ihrer einstigen Verbündeten fassungslos gegenüber. Mers-el-Kebir, Dakar, selbst Nordafrika — alles das lag im Grunde jenseits des Horizontes des französischen Bürgers —, aber heute ist der Feind selbst im Lande zu spüren, und es zeigt sich, daß er nicht gewillt ist, den einstigen Bundesgenossen zu schonen. Vielleicht wird diese Tatsache manchem die Augen öffnen.

Es ist nicht unsere Aufgabe, diese Überschau mit einer Prognose zu beenden. Das Schicksal Frankreichs ist unlöslich mit dem Ausgang des großen Ringens unserer Tage verbunden. Sein Ausgang wird schließlich auch das Schicksal des französischen Bürgertums entscheiden. Ob es nach bolschewistischem Muster verschwinden wird, ob es den kapitalistischen Mächten noch mehr verfallen, oder ob es die wertvollen Elemente seiner Tradition, d. h. die Elemente, die Frankreich zu einem wesentlichen Bestandteil Europas gemacht haben, hinüberretten wird in eine neue Zeit des in nationalem Sozialismus geeinten Europa — das sind die wesentlichen Fragen, vor denen Frankreich heute steht. Hier fordert das Schicksal von Frankreich eine Entscheidung: es steht nicht willenlos im Strudel der weltpolitischen Ereignisse, es kann vielmehr selbst in hervorragendem Maße bestimmen, welche Rolle es in einem kommenden Europa spielen will. Von dem Maße seiner Mitarbeit und seines Beitrags in diesem Ringen, von der Klarheit seines geistigen Bemühens wird diese Rolle wesentlich bestimmt werden. Manche wichtige Stunde scheint dabei schon versäumt worden zu sein — fast vier wichtige Jahre liegen hinter Frankreich, in denen nicht immer alle Gelegenheiten benutzt worden sind und oft die dunklen Gegenkräfte hinter den Kulissen zu spüren waren. In jedem Falle muß Frankreich sich bewußt werden, daß das bürgerliche Zeitalter sein Ende gefunden hat und daß eine bürgerliche Lösung — selbst wenn sie anknüpft an die revolutionären kämpferischen Ideen des 18. Jahrhunderts und nicht mehr an die kompro-

Digitized by Google

mittierten Formen der Dritten Republik — nicht mehr möglich ist. Frankreich steht heute zwischen einem Nicht-mehr und einem Noch-nicht. Während eine kleine Elite sich bereits kämpferisch für die neue Zeit einsetzt — die P.P.F. Jacques Doriots, die N.R.P. Marcel Déats und der Francisme Marcel Bucards sowie einige kleinere Gruppen —, bleibt die Masse des französischen Bürgertums noch unentschieden und zeigt noch immer die Unfähigkeit zum Erfassen politischer Situationen, die die Dritte Republik zu ihrem Unheil so oft bewiesen hat.

Digitized by Google

Karl Funk:

Die Gedanken Mirabeaus über die Freimaurerei

In der historischen Revue, die unter dem Namen „Extrait de la Révolution Française" (Revue historique) von einem bekannten Freimaurer, J.-C. Colfavru, in Paris herausgegeben wurde, findet sich im 2. Jahrgang Nr. 4 (Oktober) 1882 ein Aufsatz „Les Idées de Mirabeau sur la Franc-Maçonnerie". Es lohnt sich sehr, diesen Aufsatz in vollem Umfange bekanntzugeben, da darin Mirabeaus Gedanken, nach denen er in der Revolution bis zu seinem Tode (April 1791) gehandelt hat, zum Ausdruck kommen. Zahlreiche Bemerkungen, die dazu erforderlich sind, sind der Übersetzung des Mirabeau'schen Mémoires angefügt.

Die Schriftleitung der genannten Revue schickt der wörtlichen Veröffentlichung des Mirabeau'schen Mémoires folgende Vorbemerkung voraus:

„Schon früh trat Mirabeau in Frankreich in die Freimaurerei ein. Er begriff mit gewohntem Scharfblick und seiner gesteigerten Intelligenz, welch Hilfsmittel im Kampf gegen den Despotismus und für die Freiheit eine Gesellschaft sein konnte, die seit Menschenaltern bestand und Anhänger in der ganzen Welt hatte.

Seit 1777 trug sich Mirabeau mit dem Gedanken, die Freimaurerei in den Dienst der großen politischen Revolution zu stellen, die er für notwendig hielt und die ihm damals schon unvermeidlich schien. Er befand sich zu diesem Zeitpunkt in Holland und arbeitete für eine holländische Loge, in der er großes Ansehen genoß, einen Organisationsplan aus, der bis zum Jahre 1834 unveröffentlicht geblieben ist. In diesem Jahre veröffentlichte ihn der Stiefsohn Mirabeaus, Lucas-Montigny, nach einem Manuskript, das ganz vom Sekretär Mirabeaus geschrieben, aber von dem großen Redner selbst durchkorrigiert war. Unglücklicherweise blieb dieser Organisationsplan in einer achtbändigen Sammlung vergraben, die sehr selten geworden ist und die Lucas-Montigny unter dem Titel „Biographische, literarische und politische Erinnerungen Mirabeaus" (Mémoires biographiques, litéraires et politiques de Mirabeau) veröffentlicht hat. Wenn wir diese Erinnerungen heute ans Licht ziehen, so beweisen wir damit wieder einmal die Richtigkeit der Auffassung einiger Schriftsteller, daß enge Beziehungen zwischen der Freimaurerei und der Französischen Revolution bestehen."

Es folgt nun die Arbeit Mirabeaus.

Mémoire

betreffend eine innerhalb des Freimaurer-Ordens zu stiftende geheime Gesellschaft, um den Orden auf seine wahren Grundsätze zurückzuführen und sie so zum Wohl der Menschheit sich wirkungsvoll auswirken zu lassen; zusammengestellt von Br . . . Mi— z. Zt., im Jahre 1776, Arcésilas genannt.

Vorwort.

Diejenigen, welche ohne besondere Erleuchtung im Geist und ohne Begeisterung im Herzen, nur zur Befriedigung einer Neugier oder irgendwelcher andrer Interessen, in den Orden der Freimaurer eingetreten sind, finden in der Regel keine Befriedigung und werden den Orden oft wieder verlassen, sofern nicht gesellschaft-

Digitized by Google

liche Annehmlichkeiten oder andre Erwägungen sie davon zurückhalten. Aber diejenigen, die weiter denken können, müssen zu andern Auffassungen kommen und erkennen, wieviel an Nützlichem und Bedeutendem es in einem Weltbund geben muß, dessen Söhne aus allen Ländern stammen. Hier vereinigt sich eine große Anzahl aufgeklärter Menschen, die meisten von vornehmer Herkunft, vermögend und von guter Erziehung, in einer Institution, deren Ziel ist, die Geister zur Erkenntnis eines Weltschöpfers in der Natur zu führen und sie die ursprünglichen Beziehungen zwischen Brüderlichkeit und Gleichheit, die zwischen allen Menschen bestehen, erkennen zu lassen. Daraus entsteht die Verpflichtung zu gegenseitiger Hilfe, zur Arbeit am Wohl der Menschheit. Diese Verpflichtung ist der ewige Inhalt aller Riten, aller Reden und aller Taten.

Wer das erkannt hat, muß trotz des Verdrusses, den ihm einige lästige Bindungen verursachen, und trotz der Erkenntnis, daß man bis jetzt von den ebenso großen wie schönen und bewunderungswürdigen Mitteln so wenig Gebrauch gemacht hat, wenigstens versuchen, diese Gesellschaft, sobald er zu ihr gehört, zu stützen. Wenn er selbst nicht das Glück hat, die Zeit zu erleben, in der die mit Recht erwarteten Früchte reifen, so ist die Nachwelt wenigstens in der Lage, ein so wertvolles Mittel anzuwenden, um die allgemeine Glückseligkeit der Menschen herbeizuführen.

So wenig auch der jetzige Zustand im ganzen Orden wie in der einzelnen Loge, in der ein Bruder wirkt, den Ideen entspricht, die über den Zweck des Ordens und dessen künftige Taten gelehrt werden, so darf doch kein Bruder sich vom Orden trennen und die Suchenden nicht vom Eintritt in denselben zurückhalten. Wenn an mehreren Orten nichts weiter geschieht als die Ausübung der einfachsten Liebestätigkeit gegen die Bedürftigen und wenn in andern Fällen die ganze Tätigkeit überhaupt keinen wesentlichen Einfluß auf das Wohl der Menschen hat, und wenn sogar, wie es nur zu oft geschieht, Kleinigkeiten an Stelle großer Mittel treten, die man aber auch bei fehlender Aufklärung, unter Ausschaltung von Kleinigkeiten, beschränkten Ansichten und Interessen-Leidenschaften mehrerer Mitglieder für unendlich größere und entscheidendere Aufgaben im Interesse der Menschheit hätte verwenden können, so muß man sich doch sagen,

daß die Liebestätigkeit der Brüder schon etwas Großes und Verehrungswürdiges ist;

daß das Wenige, was man für die Menschen getan hat, wenn auch oft schlecht geleitet, doch immer der Teilnahme und der Achtung würdig ist;

daß das schon ein wichtiges Anzeichen für dasjenige ist, was der Orden bei gutem Willen tun kann, und auch dafür, was er tun wird, wenn das wahre Licht und die daraus sich ergebende Liebe zur Menschheit noch weiter verbreitet sein werden.

Aber das alles wird aufhören und kann nicht mehr bestehen, wenn infolge irriger Anschauungen und verdammenswerter Ungeduld die besten Geister den Orden verlassen und so allmählich seine Auflösung herbeiführen. Das Erwartete kann nur eintreten, wenn man die Begeisterung unter den Brüdern pflegt und das Vereinigungsband immer enger schlingt.

Wenn das Herz des Bruders der Liebe zur Menschheit fähig ist, wenn er nicht von der üblichen Verseuchung der Gesellschaft, dem kältesten Egoismus angesteckt ist, der allein das Augenblicksinteresse im Sinne hat und der nicht für Begeisterung jeglicher Art, weder für Tugend noch Ruhm empfänglich ist, wird ihn die Menschenliebe eng an den Orden fesseln und ihn deren Wesen lieben lassen. Sie wird ihn dahin bringen, die wahren Grundsätze und deren Anwendung fortzupflanzen und sie andern in geeigneter Weise zu übermitteln, besonders den jungen Brüdern, durch Rede und Beispiel. Solche Gedanken und Empfindungen werden den Bruder

Digitized by Google

leicht über alle kleinen Unannehmlichkeiten hinwegführen, wie man ihnen in allen Logen begegnet, sei es infolge falscher Anordnungen, wie man sie alltäglich erlebt, sei es bei den meisten Mitgliedern infolge Fehlens von Aufklärung, Edelmut, Weisheit und Tugend.

Der Leichtsinn und die Dummheit der Athener hinderten Demosthenes, Phocion und andre hervorragende Bürger dieser Republik nicht, ihr bis zum Tode weiter zu dienen. So haben die größten Männer des Altertums ihrem Vaterlande gegenüber gedacht; so muß auch ein aufgeklärter Bruder zu seinem Orden stehen.

Wenn die Geister immer aufgeklärter werden, wenn die Menschen, die infolge der despotischen Macht der Regierungen in häßlichem Egoismus befangen sind, beginnen, ihre Empfindungen zu weiten und über das Gemeinwohl zu wachen, und zwar unter der unerträglichen Last derselben Gewalt, die die Spannkraft ihrer Seele gebrochen hatte, dann scheint die Zeit gekommen, wo die aufgeklärtesten und hochherzigsten Brüder sich vereinigen sollten, um den Orden allmählich dem großen Ziel zuzuführen, das er zu erreichen fähig ist. Dann wird er bei richtig erfaßter Gelegenheit in der Lage sein, wirkungsvoll zum Glück aller Menschen beizutragen, auch derjenigen, die nicht zum Orden gehören. Hierfür wäre es nun zweckmäßig, einen geheimen Bund aus den tugendhaftesten, humansten und aufgeklärtesten Brüdern nach folgenden Grundsätzen zu gründen:

Grundsätze des Geheimbundes der Brüder.

Der Zweck dieses Bundes soll sein, wirksam für die Aufgabe zu arbeiten, die der ganze Orden der Freimaurer sich gestellt hat: das Wohl der gesamten Menschheit.

Um diese Aufgabe zu erfüllen, ist Kenntnis der Mittel, mit denen man dazu gelangt, nötig.

Vornehmlich und in erster Linie hängt das Glück jedes Menschen von dem Grad der Weisheit und der Tugend ab, die ihnen der höchste Baumeister verliehen hat. Eine beliebige Gesellschaft kann jeden einzelnen Menschen nicht zwingen, weise und tugendhaft zu sein, das wäre ein unsinniges Unterfangen. Aber man kann vielen Menschen die Möglichkeiten, Tugend und Weisheit zu erwerben, näher bringen, und das ist eins der Ergebnisse, das der Bund nie aus dem Auge verlieren sollte, ein Ergebnis, das er auch erreichen kann, wenn er nur daran arbeiten will.

Es liegt in der Natur der Weisheit und der Tugend, daß das Bekenntnis zu ihnen demjenigen immerwährend zum Vorteil ausschlägt, der sich eben dazu bekennt; wenn es dennoch so viel Menschen gibt, die scheinbar vom Gegenteil überzeugt sind, so liegt das daran, daß ihnen das geistige Auge fehlt, solche Wahrheit zu sehen oder, bevor sie zu besserer Erkenntnis gelangen konnten, schon verdorben und unverbesserlich geworden sind.

Man muß deshalb die Menschen, auf die man Wert legt, aufklären, um sie weise und tugendhaft zu machen, und diese Aufklärungsarbeit muß schon in ihrer Jugend einsetzen.

Die Hauptgrundlage für die Arbeiten des Bundes, einer seiner Kardinalgrundsätze, aus dem sich seine Regeln herleiten, sollte in der Sorge liegen, die Kenntnissphäre so weit als möglich auszudehnen, nicht so sehr nach der Tiefe als nach der Breite.

Ich lege das dahin aus:

Es sind nicht die wissenschaftlichen Forschungen, denen der Bund seine Mühe und Arbeit widmen soll. Die aus dem Bunde sich ergebenden Vorteile sind ohnehin ein mächtiges Antriebsmittel, daß Männer der Wissenschaft sich ihm widmen.

Wenn es indessen den Mitgliedern des Bundes möglich ist, ohne wichtigeren Ergebnissen zu schaden, nützliche Entdeckungen im allgemeinen oder in Einzelfällen zu fördern, so handeln sie vollkommen im Geiste des Ordens.

Digitized by Google

Man muß nützliche Wahrheiten und Kenntnisse, die schon vielen Personen eigen sind, verbreiten und sie zu den Volksklassen bringen, die man gewinnen muß. Dadurch wird man wirksam an der Aufklärung und Vervollkommnung der Menschheit arbeiten.

Es liegt an den Fehlern der Erziehung, daß Unwissenheit unter Menschen aller Stände herrscht, ausgenommen einige glückliche Geister und die Männer der Wissenschaft von Beruf; die Unwissenheit verführt so viele junge Leute zu Lastern, hält so viele andre Personen in Gedankenlosigkeit fest, wodurch sie in tausend Verirrungen fallen und für ihr ganzes Leben unfähig zum Denken und nützlicher Beschäftigung gemacht werden.

Solche törichte Erziehung läßt die Menschen die Wissenschaften verachten und nimmt ihnen jede Aufnahmefähigkeit, raubt 999 von 1000 Personen die Gewöhnung ans Lesen, die den Verlust der Gedankenarbeit nach sich zieht, die die Menschen vor einer unbegrenzten Anzahl von Lastern und widerwärtigen Dingen bewahren und ihren Geist gegen die Langeweile wappnen würde.

Man muß sich also um eine Änderung der Erziehung bemühen. Der Bund ist dazu da, alle neuen Entdeckungen zu prüfen und zu fördern, die sich auf diesen Gegenstand beziehen. Er muß alles das in die Praxis umsetzen, was der gesunde Menschenverstand, verbunden mit Erfahrung, als geeignet erkennen läßt, wahre und nützliche Kenntnisse zu verbreiten und mehr Menschen aufnahmefähig dafür zu machen.

Danach wird die Einführung der Vernunft, des gesunden Menschenverstandes, einer gesunden Philosophie in die Erziehung aller Rangklassen der Menschen das erste Ziel des Bundes sein.

Wir kommen zum Zweiten: Nehmt an, die Menschen wären so weise und tugendhaft, wie eine gute Erziehung sie machen kann, ihr werdet sehen, daß das allein für ihr Glück nicht ausreichend ist. Ein sehr weiser und sehr tugendhafter Mensch kann sehr unglücklich sein, wenn er an Gicht oder Blasensteinen leidet. Er wird zwar weniger darunter leiden als ein mit den gleichen Leiden behafteter törichter und lasterhafter Mensch, aber er wird trotzdem leiden.

Es ist klar, daß der beabsichtigte Bund den Einflüssen der Natur, die der höchste Baumeister in die Schöpfung seines Weltgebäudes eingefügt hat und die den Menschen oft so seltsam erscheinen, nicht gut Grenzen setzen kann.

Aber es gibt noch andre Hindernisse, die sich dem Glück, dessen sich der Mensch erfreuen kann, in den Weg stellen, und diese Hindernisse werden alle von der Regierung und der Gesetzgebung verursacht. Man stelle sich z. B. vor, daß ein Mensch, möge er noch so weise und tugendhaft sein, sehr unglücklich sein kann, wenn man ihn seinen Eltern, seiner Frau, seinen Kindern oder seiner Geliebten entreißt, um ihn beispielsweise nach Amerika zu schicken, um dort einen gewaltsamen Tod zu finden. Oder wenn er, er wie seine Kinder, Leibeigene auf Lebenszeit sind? Wenn er, anstatt für sich, seine Familie und seine Haustiere zu arbeiten, Frondienste leisten muß? Oder wenn er auf Grund des erlernten Gewerbes sich selbständig machen und dann das Mädchen seiner Liebe heimführen will, das aber doch nicht kann, weil er die Kosten zur Erlangung der Meisterschaft zu bezahlen nicht in der Lage ist, wenn er sich nicht des letzten Groschen (sou) entäußern will, mit dem er seine Lage verbessern könnte? Oder wenn eine wenig glaubwürdige Anzeige schon genügt, um ihn in Haft und Untersuchung zu bringen? Und kann schließlich ein weiser und tugendhafter Mann glücklich sein, wenn er unterdrückt, verbannt, vergiftet, getötet werden kann von einem Mächtigeren, dem er nicht gefallen hat?

Das ist einfach Despotismus mit allen seinen Folgen, der eine der größten

Digitized by Google

Geißeln der Menschheit darstellt; der zweite Grundpfeiler des Bundes müßte sein: Verbesserung des jetzigen Regierungs- und Gesetzgebungssystems.

Solche Verbesserung kann im einzelnen oder im allgemeinen, allmählich oder plötzlich, geheim oder in Aufsehen erregender Öffentlichkeit vorgenommen werden.

Die Verbesserung in solcher Öffentlichkeit wird nicht dem Geist des beabsichtigten Bundes entsprechen, das widerspricht den Statuten des Ordens und könnte für die Menschheit selbst gefährlich werden. Ehrgeizige benutzen gern unruhige Zeiten, um die große Menge in ihren engmaschigen Netzen zu fangen oder ihr ein immer härteres Joch aufzulegen und um diejenigen, die nur die Heilung der gegenwärtigen Mißstände wollen, ganz im Gegensatz dazu ins Chaos mitzureißen.

Lebende Beweise dafür sind Cromwell und der derzeitige König von Schweden[1], die ihre Anhänger weit über das Ziel hinausführten, das sie ursprünglich erstrebten.

Sehr wohl aber kann der Bund daran arbeiten, eine allmähliche Verbesserung der Gesetzgebung und Regierung einzuführen, ein Projekt, das keineswegs als utopisch zu bezeichnen wäre. Dennoch wird jeder fühlen, wie nötig es ist, diese letzte und höchste Aufgabe des Bundes geheimzuhalten und nur zuverlässigen Personen zu eröffnen. Dann werden die Ergebnisse herrlich werden, würdig aller Bemühungen des Ordens, würdig des Ordens selbst.

Wenn jemand die Ausführung für absolut unmöglich erklären sollte, so würde ich ihm antworten, daß mit Geduld, Standhaftigkeit und Verschwiegenheit alles möglich wird.

Wenn ein Mitglied des Bundes die Möglichkeit hat, Einfluß auf die Regierungsgeschäfte auszuüben, oder wenn es auch nur in der Lage ist, Personen, die solchen Einfluß haben, zur Tat anzuspornen, so wird seine Arbeit die Menschen des betreffenden Landes oder Ortes von einer Fessel befreien. Der nächste, der im gleichen Sinne arbeitet, wird weitere Fesseln lösen, und so wird allmählich mit Klugheit und gesundem Menschenverstand der Despotismus in die Grenzen von Vernunft und Recht gebannt werden.

Ich werde ein treffendes und neues Beispiel dafür anführen, was eine festgeschlossene und kluge Körperschaft leisten kann. Wenn dies Beispiel auch einer teuflischen Institution entlehnt ist, so kann es doch immerhin als Beweis für die Macht der Klugheit und der Zeit gelten.

Ich meine die Gesellschaft der Jesuiten. Was hat sie nicht alles ausgeführt? Zweifellos ist sie es gewesen, die die Freiheit der Menschen auf den Altären des Aberglaubens und des Despotismus geopfert hat, um dann beide ihrem eigenen Ehrgeiz zum Opfer zu bringen. Die Jesuiten wollten die Menschheit verdummen, um sie dann zu beherrschen. Wir haben vollkommen entgegengesetzte Absichten, wir wollen die Menschen aufklären und sie frei und glücklich machen. Wir müssen und können das mit denselben Mitteln erreichen, und wer könnte uns hindern, gerade das zum Guten zu gebrauchen, was die Jesuiten zur Erreichung ihres bösen Zwecks verwandt haben!

Übrigens haben wir große Vorteile vor ihnen voraus: kein Gewand, keine äußeren Gebräuche, die uns erkenntlich machen, kein sichtbares Oberhaupt, das uns auflösen könnte. Bei jedem Sturm, der uns bedrohen sollte, könnten wir untertauchen, um an andern Orten und zu andern Zeiten wieder an die Oberfläche zu kommen. Auch könnten keine ehrgeizigen oder sonstigen Sonder-Absichten Argwohn erregen.

[1] Es ist sehr merkwürdig, daß Mirabeau gerade diesen König, nämlich Gustav III., zum Beweise heranzieht, der doch durch die Beseitigung der ständischen Adelsverfassung gerade im Sinne dieser Grundsätze handelte. Gustav III. fiel deshalb einer Adelsverschwörung zum Opfer.

Digitized by Google

Wenn man nur im geringsten so verfährt in der Auswahl der Mitglieder und in der Sorgfalt, sie einzugliedern und ihnen die richtige Auffassung über unseren Bund beizubringen, dann ist ein Mißerfolg unmöglich. Pythagoras und seine Schüler haben in dem „Groß-Griechenland" genannten Teil Italiens einen ungefähr ähnlichen Bund gegründet. Wir verehren mit Recht diesen erleuchteten Freimaurer, und er könnte uns bei unsrer Absicht als Vorbild dienen.

Nachdem ich so die Grundsätze des Bundes aufgestellt habe, werde ich versuchen, einige sich daraus ergebende Satzungen zu skizzieren, wobei ich die Brüder, die sie lesen werden, bitte, ihre Bemerkungen hinzuzufügen.

Satzungen des zu gründenden Bundes.

Kapitel I.

(Allgemeine Satzungen.)

1. Dieser Bund wird ohne Einschränkung mit dem Orden der Freimaurer verschmolzen, also eng mit ihm verbunden; man kann dem Bunde nur beitreten, wenn man bereits in den Orden aufgenommen ist.

2. Die Aufnahme in den Bund findet in einer Einweihungsfeier statt, die im Grunde genommen der in den anderen Graden des Ordens ähnlich ist. Die Form entspricht den Zielen des Bundes, wofür die beitretenden Brüder das Ritual selbst festsetzen werden. Ist es einmal bestimmt, so kann es nur durch allgemeinen Beschluß geändert werden.

3. Der Bund wird zwei Hauptgrade haben: im ersten wird den Eingeweihten das wahre Ziel des ganzen Ordens bekannt gemacht, das Wohl der Menschheit, ebenso der Plan, wie daran wirksam zu arbeiten ist. Das allgemeine System des Bundes ist zu erläutern, ferner der eine seiner Grundsätze, nämlich der Plan, die Erziehung der Menschen zu reformieren und auf weitere Kreise auszudehnen und alles darauf Bezughabende mit vereinten Kräften zu fördern.

Im zweiten Grade, in den niemand aufgenommen wird, der nicht unzweifelhaft Beweise seines Eifers für das Wohl der Menschheit gegeben hat, wird der zweite Grundsatz bekannt gemacht, nämlich die Verbesserung der Regierungen und der Gesetzgebung sowie die Herbeiführung einer gerechten Freiheit unter den Menschen.

4. Alle Mitglieder müssen Freimaurer sein und sich eifrig in der Ordensarbeit zeigen, weil das einerseits eine ausgezeichnete allgemeine Geistesschulung ist, andererseits um so zu Rangstellen in den Logen zu gelangen. Die gesammelten Kräfte der Logen sind ohne deren Vorwissen in den Dienst der Bundesaufgaben zu stellen, die ja auch die der Freimaurerei sind. Die Logen, an deren Spitze Brüder Mitglieder des Bundes stehen, werden aufgeklärte Logen (Loges éclairées) genannt.

5. Der Bund wird nach dem Vorbilde des Ordens in Provinzen eingeteilt und muß in jedem größeren Staat einen Vorort haben, aber ohne absolute Autorität. Die großen Arbeiten, die eine allgemeine Zusammenfassung der Kräfte erfordern, werden durch Stimmenmehrheit entschieden, zunächst in jeder Loge des Bundes, dann in der gemeinsamen Bundesversammlung aller Logen. Außerdem sollen jede einzelne Loge für sich oder einige in freiwilliger Zusammenfassung für die Aufgaben des Bundes in ihren Bezirken arbeiten. Sie haben darüber an den Vorort zu berichten, der seinerseits die andern Logen davon in Kenntnis setzt.

6. Drei Mitglieder des höchsten Grades des Bundes können eine Loge bilden und andre darin aufnehmen, um unter gebotener Vorsicht die Ziele zu verbreiten; sie haben über alle diese Schritte dem Vorort zu berichten.

Kapitel II.

(Eigenschaften des Aufzunehmenden.)

1. Es muß Grundregel sein, niemals einen Fürsten, gleichgültig, wer es ist, in den Bund eintreten zu lassen, und wäre er ein Gott der Tugend. Wenn man ihnen

Digitized by Google

den Bund nicht ausdrücklich verschweigt, werden sie ihm unfehlbar schaden wie sie der Freimaurerei geschadet haben. Aber Männer der Gesellschaft, vorausgesetzt, daß sie die Vorurteile ihres Standes überwunden haben, sind wertvolle Mitglieder des Bundes, weil ihre Ehr- und Treu-Auffassung hinsichtlich übernommener Pflichten sie nur um so anhänglicher an den Bund machen wird; auch die Furcht, die Achtung ihrer Freunde zu verlieren, wird sie immer gewissenhafter in der Pflichterfüllung machen. Schließlich setzt sie die Gewißheit, kraft ihrer Geburt zu den hervorragendsten Stellungen zu gelangen, am besten in die Lage, für die beabsichtigten großen Ziele wirksam zu arbeiten; sie werden auch nicht fürchten, ihren eigenen Interessen zu schaden, wenn sie Freiheit und Wohl der Menschheit fördern. Daß sie außerdem oft selbst die ersten Opfer des Despotismus sind, dazu brauchen sie ihre Blicke nur nach England zu lenken. Haben die Lords vielleicht deshalb ihre eigenen Rechte und Ansehen eingebüßt, weil sie nicht Unrecht begehen und Unterdrückungen üben durften? Hat etwa die völlige Abschaffung des Frondienstes ihre Ländereien im Ertrag wesentlich gemindert? Nein, im Gegenteil, denn die Freiheit ist jedermann nütze, nur nicht dem Despoten und dem ungerechten und grausamen Menschen.

2. Der Aufzunehmende muß ein Mann von Besitz sein, den Vermögen neben seinen Fähigkeiten gegen Not sichern. Die Armut läßt den Menschen nur an Besserung seiner eigenen Verhältnisse denken. Einem Manne in dieser Lage, auch wenn nur die Gefahr droht, in Armut zu verfallen, kann man einen Plan wie den unsrigen nicht anvertrauen.

3. Wie die strengste Rechtschaffenheit eine unabänderliche Bedingung für jeden Aufzunehmenden sein muß, so ist auch dringend erforderlich, daß er in geordneten Verhältnissen lebt. Ein verschwenderischer Wollüstling verliert sein Vermögen, und sei es noch so groß, und er wird dann geneigt sein, vor vielen tadelnswerten Maßnahmen zum Ausgleich seiner Verluste nicht zurückzuschrecken; er wird in solchem Zustande oft nicht in der Lage sein, seinen Pflichten gegenüber dem Bund nachzukommen, ja er wird dessen Belange verletzen und schließlich zum Verräter werden.

4. Da Lebenserfahrung nötig ist, wird man niemanden zulassen, der noch nicht das 30. Lebensjahr vollendet hat.

5. Der Aufzunehmende muß in der Freimaurerei wenigstens die ersten drei Grade erhalten und ihr wenigstens drei Jahre angehört haben. In dieser Zeit muß er an den Arbeiten einer oder mehrerer Logen treu teilgenommen und Beweise für seine Lebensklugheit und seine Hingabe an das Gemeinwohl gegeben haben.

6. Außer einer vollkommenen Rechtschaffenheit muß der Aufzunehmende noch weitere Eigenschaften besitzen: Entschlossenheit, eine männliche und mutige Denkungsart und Sinn für Ruhm und Ehre. Der Bund darf auch nicht zu große Opfer fordern; täte er es, so würde aus Mangel an Mitgliedern sein Fortbestehen in Frage gestellt sein. Aber ohne die Forderung an Mut und Standhaftigkeit kann man nicht auf die Hingabe eines Menschen an seine Verpflichtungen rechnen. Von allen Charaktereigenschaften der Welt sind die, mit denen man am wenigsten erreichen kann, Furcht und Leichtsinn, auch dann, wenn ein Mensch sonst noch zahlreiche gute Eigenschaften und alle erdenklichen Fähigkeiten besäße.

7. Der Aufzunehmende muß eine gute Erziehung genossen haben, aufgeklärt sein und über Kenntnisse verfügen, sich den Wissenschaften widmen sowie der Beschäftigung mit andern nützlichen und ernsthaften Dingen.

8. Jeder bigotte Mensch muß ipso facto vom Bunde ausgeschlossen sein. Das heißt aber nicht, daß nur religionslose Menschen aufgenommen werden; das wolle Gott nicht! Sie müssen unbedingt den Höchsten Baumeister in ihrer Art aufrichtig verehren und dürfen in keiner Weise diejenigen verdammen, die dieser Verehrung in andrer Form Ausdruck verleihen, vorausgesetzt, daß die Verehrung in andrer

Digitized by Google

Form nicht Handlungen in sich schließt, die einer gesunden Moral und dem Glück der Menschen sichtbar und fühlbar entgegengesetzt sind. Kurz, jeder Aufzunehmende muß vollkommen tolerant und überzeugt sein, daß die Religion Sache jedes einzelnen in seinem Verhältnis zu Gott und dem Nächsten ist, in die kein dritter das Recht hat, sich gegen den Willen der Betroffenen einzumischen.

Das sind die Eigenschaften, die vom Aufzunehmenden zu fordern sind, und wenn der Bund die gewünschten Früchte zeitigen soll, so muß er unerbittlich daran festhalten. Die Erkundigungen müssen auch neu aufgenommen werden, wenn es sich darum handelt, einen Bruder vom ersten in den zweiten Grad dieses Bundes zu befördern. Das darf nicht geschehen, wenn man feststellt, daß die Begeisterung für die Menschheit in diesem Bruder keine Fortschritte gemacht hat. Mißfällt ihm das, so wird er vielleicht aus dem Bunde austreten; was bedeutet das schon? Und was könnte er selbst dagegen sagen, er, der dem Bunde zwar nicht schadet, ihm aber auch keinen Ruhm zufügt? Er eignet sich eben nicht für den zweiten Grad, eher könnte er als Feind gewertet werden, der den Bund für die andern Mitglieder in gehässigem und gefährlichem Lichte erscheinen läßt, so edel auch sonst seine Grundsätze sein mögen. Deshalb muß bei der Auswahl die äußerste Aufmerksamkeit walten.

Kapitel III.

(Aufgaben, zu denen sich die Mitglieder des Bundes verpflichten.)

Artikel 1. — Allgemeine Pflichten.

1. Die am gleichen Orte wohnenden Mitglieder des Bundes sollen in freundschaftlicher Verbundenheit miteinander leben. Daran wird sie nichts hindern, da alle die gleichen ehrenvollen Eigenschaften mitbringen müssen.

2. Bestimmte Zeichen und Worte setzen sie in die Lage, sich einander erkennen zu geben; sie dürfen ihre Mitgliedschaft nicht vor denen verheimlichen, die sich als ihre Brüder legitimieren werden.

3. Der Bund wird keine Wohltätigkeitskasse führen, weil vorausgesetzt wird, daß kein Bruder solche in Anspruch nimmt, und sollte durch einen besonderen Zufall doch eine solche Möglichkeit eintreten, so hätte sich der in solcher Lage Befindliche nur an die Logen zu wenden, der alle Brüder angehören.

Daraus folgt, daß kein Bundesmitglied die andern um Hilfe solcher Art bitten darf. Im übrigen finden alle gegenseitigen Dienste, zu denen gute Freunde, die die vornehmsten Interessen miteinander verbinden, verpflichtet sind, auch hier ihre Anwendung.

4. Besonders die Fürsorge, die ihnen ein sterbender Bruder für die Erziehung und den Schutz seiner Kinder überträgt, auch andere Aufträge eines solchen, haben die Brüder gemeinsam zu tragen, ohne sie zu Kosten zu verpflichten, sofern nicht ihr eigener edler Charakter ihnen diese Verpflichtung auferlegt.

5. Sie haben stets ihre Angelegenheiten so zu ordnen, daß auf den Bund bezügliche Schriften niemals in profane Hände fallen können.

Artikel 2. — Pflichten der Brüder des niederen Grades.

Neben den Verpflichtungen zur Geheimhaltung gegenüber jedem Profanen, zur Unterordnung unter die Gesetze des Bundes und andre derartige Gesetze werden die Mitglieder verpflichtet:

1. Mit all ihrem Können an der Heranbildung guter Lehrer, besonders für das Volk, zu arbeiten.

2. Alle neuen Versuche zu fördern, die sich mit der Verbesserung der Erziehungsmethoden befassen.

3. Zur Förderung aller Einrichtungen des öffentlichen Unterrichts, die auf vor-

Digitized by Google

trefflichen Grundsätzen beruhen und nicht auf dem pedantischen und vorurteilsvollen Zuschnitt, der bisher für den Unterricht der Jugend galt.

4. Sich selbst mit guter Lektüre, Unterhaltung und geistiger Arbeit über die Gegenstände des öffentlichen Wohls und besonders über die Erziehung zu unterrichten.

5. Die Verheirateten und die Väter haben über die Erziehung ihrer Kinder zu wachen, sie vor jedem Fanatismus zu bewahren, gleicherweise für die Bildung des Körpers wie des Geistes zu sorgen, aus ihnen wahre Menschen heranzubilden, in sie schon das Verständnis für die Grundlagen des Bundes zu legen und für die Tugenden, ohne die sie selbst nicht darin aufgenommen wären.

6. Zu gegenseitigem Beistand, damit die vereinten Kräfte der höheren Loge, der sie einst angehören werden, zum selben Ziele gelangen.

Artikel 3. — Pflichten der Brüder des höheren Grades.

Diese Brüder verpflichten sich:

1. Beim Eintritt in diesen Grad, und zwar mit den heiligsten Eiden, niemals den Bund zu verlassen oder sich unter einem Vorwande von ihm zu trennen, möge sie das Schicksal noch so hoch erhoben haben; niemals in ihren Verpflichtungen nachzulassen; stets sich zu den Mitgliedern zu bekennen und niemals die Bindungen mit ihnen zu zerbrechen, denn je mehr Macht und Einfluß sie erlangen, desto mehr sollten sie imstande sein, die Aufgaben dieses Grades zu erfüllen. Wenn ein Bruder verwandt mit dem Souverain eines Staates ist oder wenn er Minister wird oder der Günstling eines Fürsten, so soll er seinen ganzen Einfluß für die Ziele des Bundes einsetzen; er soll seinem Souverain die eigenen Auffassungen von Liebe, Menschlichkeit und Rechtlichkeit weise und klug nahebringen, er soll ihn, so gut er kann, verhindern, sich Härten zuschuldenkommen zu lassen, sich einem kostspieligen und verderblichen Luxus, grenzenlosem Ehrgeiz oder Machtbegierde hinzugeben, und er soll seinen Brüdern darüber Rechenschaft ablegen, um dann als Lohn die verdiente Achtung und das verdiente Lob zu empfangen.

2. Soweit in ihrer Kraft steht, die Knechtschaft der Bauern, die Leibeigenschaft des Landvolks, die Rechte der Toten Hand, alle Gebräuche und Rechte, die die Menschheit erniedrigen und die die gräßlichen Überbleibsel aus der Barbarei unserer Vorfahren sind, zu beseitigen.

Zur Erläuterung dieses Artikels möge man wissen, daß der Bund keine unnatürlichen Opfer an Freigebigkeit fordert. Da das dem menschlichen Herzen widerstreitet, so würde der Bund mit solchen Gesetzen keine lange Lebensdauer haben. So wird z. B. nicht gefordert, daß ein Mitglied des Adels alle seine Bauern ohne Gegenleistung befreit; aber er wird gewiß einen viel größeren Vorteil haben, wenn er sie als kleine Besitzer auf einem Fleck Erde ansetzt, als wenn er sie dauernd in der Knechtschaft hält. Die in England nach diesem Muster geschaffenen Ländereien rentieren sich besser als unsre Ländereien, auf denen der Bauer als Sklave lebt.

3. Alles Erdenkliche zu tun, um die Frondienste unter der Bedingung einer gerechten Gegenleistung abzuschaffen. Der Vorteil, den der Grundbesitzer davon haben wird, ist bereits bis zur Evidenz erwiesen.

4. Alles Mögliche zu tun, um alle Handwerks-Innungen, alle Meister-Rechte, mit einem Wort, jeden das Gewerbe behindernden Zwang zu beseitigen; da jeder Mensch nach den Gesetzen einer gesunden Moral arbeiten muß, um zu leben, so darf es keine Fesseln geben, die ihn an der Erfüllung dieser Pflicht hindern.

5. Alles Mögliche zu tun, um jeden den Handel beengenden Zwang durch Zölle, Verbrauchssteuern und Auflagen jeglicher Art zu beseitigen, mit denen die Finanzbeamten den Untertanen das Blut aussaugen, ohne daß ein Volk überhaupt die Grenzen dieser Abgaben kennt.

Digitized by Google

6. Alles zu tun, um die ungeheuer hohe Besteuerung einzuschränken, die das arme Volk jetzt zu zahlen verpflichtet ist.

7. Alles in der Welt zu tun, um für alle religiösen Meinungen, sie seien, welche sie wollen, eine allgemeine Toleranz zu erwirken. Wenn ein Mensch ein nützlicher Staatsbürger ist, was schert es die Gesetzgebung, woran er glaubt? Das Vorbild Hollands, Englands und der Kolonien in Amerika beweist den Nutzen der geforderten Denkungsart.

8. Zu dem unter 7. genannten Zweck alle Anstrengungen zu machen, um jede geistliche Gerichtsbarkeit abzuschaffen, die Zahl der Geistlichen, wo sie übergroß ist, herabzusetzen; dem Aberglauben überhaupt alle seine Waffen zu entreißen.

9. Alles zu tun, um dem Despotismus die engsten und gerechtesten Grenzen zu ziehen. In Deutschland haben sie daran zu arbeiten, das Recht der Staaten aufrecht zu erhalten, jeder willkürlichen Gewalt Widerstand zu leisten und niemals niedrigen Sonderinteressen nachzugeben. Da man nichts darüber sagen kann und da alles von den Umständen abhängt, müssen die Brüder sich untereinander in ihren Versammlungen über die Mittel unterrichten, mit denen sie ihren Verpflichtungen betreffend diesen Gegenstand erfüllen können. Das wird zum Gegenstand ihrer reiflichsten Überlegungen zu machen sein.

10. Dieser Aufgabe entspricht es, daß, wie die Brüder des niederen Grades gute Werke über die Erziehung aller menschlichen Klassen aufmerksam lesen sollen, die Brüder des höheren Grades alle diejenigen Bücher lesen und darüber nachdenken sollen, die von Gegenständen der Gesetzgebung und der Verwaltung handeln; sie sollen darin das suchen, was für ihre besondere Stellung verwertbar sein kann.

11. Sie sollen sich überall den Ungerechtigkeiten der Machthaber widersetzen; und wenn sie solche nicht verhindern können, dann werden sie es sich angelegen sein lassen, die Ungerechtigkeiten öffentlich bekanntzumachen und die Übeltäter öffentlich anzuprangern.

12. Für diesen Zweck werden sie, soweit sie können, die Freiheit der Presse unterstützen, das stärkste Hindernis, das wir Tyrannei und Unterdrückung entgegenstellen können. Sie müssen Schriften verbreiten, die Mißtrauen gegen den Despotismus erwecken; sie werden den Verfassern hilfreich zur Seite stehen, vorausgesetzt, daß es verdienstvolle Leute sind und daß ihren Schriften keine Gehässigkeit und Falschheit zugrundeliegt.

13. Um die Mitglieder des Bundes verstärkt zu eifrigem Handeln und Erfüllung der vorstehenden Pflichten in vollem Umfange anzuspornen, müssen sie feierlich schwören, mit aller Kraft denjenigen beizustehen, die infolge allzu großen Eifers in der Ausführung ihrer Aufgaben irgendein Mißgeschick erleiden werden. Die Namen derer, die für die Sache der Menschlichkeit gelitten haben, werden allen Brüdern mitgeteilt werden; ihre Taten werden öffentlich bekannt gemacht, damit sie der verdienten Ehre teilhaftig werden; ihnen wird von allen Brüdern mit Hochachtung begegnet werden. Daran darf man es nie fehlen lassen, in allem offiziellen Schriftwechsel zwischen den aufgeklärten Logen und ihrem Vorort sowohl wie zwischen den verschiedenen Provinzen.

Das ist der Entwurf zu einem Gebäude, dessen Einzelheiten man dann würde erörtern können, wenn die Grundsteinlegung erfolgt ist.

◆

Nach dem Vorwort Colfavrus sind Mirabeaus Gedanken dem Wesen des Freimaurer-Bundes entsprungen, der in Frankreich sich zum erheblichen Teil in politischer Richtung entwickelt hatte. Die Anfänge der Revolution wurden vom Geiste Mirabeau'scher Gedanken getragen, die nicht den blutrünstigen Terror eines Danton und Robespierre, sondern lediglich eine grundlegende Reform des Staatswesens

Digitized by Google

verlangten. Der Verfasser des Vorworts hat deshalb in Übereinstimmung mit den historischen Tatsachen recht, „daß enge Beziehungen zwischen der Freimaurerei und der Französischen Revolution bestehen".

Das Mémoire ist nach seiner Überschrift 1776 geschrieben, und im Vorwort heißt es, daß Mirabeau seit 1777 sich mit dem Gedanken trug, die Freimaurerei in den Dienst der großen Revolution zu stellen, deren Kommen er damals schon sah. Diese kleine Jahreszahlendifferenz braucht uns nicht weiter zu beschäftigen, desto mehr die angegebene Tatsache, daß dies Mémoire erst 1834 veröffentlicht worden ist. Warum? Im Jahre 1840 erschien zum ersten Male in der Sammlung „Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Literatur" von Wilhelm Dorow im vierten Bande die sogenannte Denkschrift des Grafen Haugwitz für den Fürstenkongreß in Verona 1822, die in Wirklichkeit eine Fälschung ist[2]. In dieser Denkschrift finden sich mit Bezug auf das Jahr 1777 folgende beiden Stellen:

> „Hätte ich es nicht selbst erfahren, es würde mir heute noch unglaublich scheinen, mit welcher Sorglosigkeit die Regierungen ein Unwesen dieser Art — ein wirklicher status in Statu — gänzlich unbeachtet lassen konnten. Die Häupter standen nicht allein in stetem Schriftwechsel, bedienten sich ihrer Chiffre, sondern sie beschickten sich selbst gegenseitig durch ihre Gesandten. Alle von einem und denselben Emblemen ausgehend, schien jedoch eine jede Partei ihren eigenen Zweck zu haben. — Einen herrschenden Einfluß auf Throne und Monarchen zu üben, das war das Ziel, so wie es einst das Ziel der Tempelritter war, und unter andern Formen das Ziel ihrer Nachfolger, der Jesuiten, geworden."
>
> „Ich habe in dieser Zeit (1777 d. V.) die feste Überzeugung gewonnen, daß das, was im Jahre achtundachtzig begann und bald darauf ausbrach — die Französische Revolution, der Königsmord mit allen seinen Greueln —, nicht allein damals schon beschlossen, sondern früher durch Verbindungen, Schwüre usw. eingeleitet war, und, Gott weiß, seit wie lange bestand."

Die Schärfe des Ausdrucks wie Inhalts der Denkschrift findet in Mirabeaus Gedanken keine Stütze, aber die Tatsache, daß Mirabeau gerade im Jahre 1777 sich mit seinen, allerdings anders gearteten revolutionären Gedanken im Rahmen der Freimaurerei beschäftigte und daß diese im Jahre 1834 der Öffentlichkeit bekanntgegeben wurden, kann den Fälscher veranlaßt haben, diese Gedanken nach Art aller Fälscher zu verdrehen und sie dann Haugwitz in den Mund zu legen. Das ist nur eine Vermutung meinerseits, aber eine nicht ganz grundlose, denn wie kam der Fälscher der Denkschrift zur Jahreszahl 1777, die sonst nirgendwo hergeleitet werden kann?

In der Überschrift des Mémoire nennt sich Br .:. Mi— (Mirabeau) Arcésilas[3]. Auch das paßt in die damalige Zeit. Orden und Gesellschaften, die sich mit reformatorischen Gedanken auf Gebieten des öffentlichen Lebens beschäftigten, so in Deutschland der Illuminaten-Orden, der Evergetenbund u. a., kannten diesen Brauch, ihren Mitgliedern Kriegsnamen aus dem klassischen Altertum beizulegen, ebenfalls. Damit ist aber keineswegs eine Verbindung zwischen Mirabeau und dem Illuminaten-Orden nachzuweisen, es steht im Gegenteil fest, daß solche Verbindungen nicht bestanden; im Jahre 1776/77 schon deshalb nicht, weil Mirabeau in diesen Gründungs-

[2] Die Fälschung der Denkschrift und den Fälscher habe ich im Jahre 1941 in meiner Studie über Verona nachgewiesen. Diese Studie erschien nur im Umdruck in etwa 100 Exemplaren, gedruckt ist sie nicht.

[3] Wer Arcésilas war, konnte ich nicht feststellen. Ebensowenig kann ich entscheiden, ob vielleicht damit Agesilaos, der Held von Koronea im korinthischen Kriege im Jahre 394 vor der Zeitwende gemeint sein kann.

Digitized by Google

jahren des Illuminaten-Ordens in Holland war und dort wahrscheinlich überhaupt erst in die Freimaurerei aufgenommen wurde.

Das Vorwort des Mémoire enthält im wesentlichen schon die Aufgaben des zu gründenden Geheimbundes innerhalb der Freimaurerei, nämlich die Aufklärung und Erziehung der Menschen zum Zwecke der politischen Bewegung, die Mirabeau einleiten wollte und die zum Wohle der Menschheit durch die Glückseligkeit jedes einzelnen führen sollte. Das ist Inhalt der Lehre vom Eudämonismus, nach der diese Glückseligkeit des einzelnen höchster Zweck jedes sittlichen Handelns sein müßte. Damit stellt sich auch Mirabeau in Gemeinschaft mit dieser herrschenden Ansicht der rationalistischen und philosophischen Kreise des 18. Jahrhunderts, vornehmlich in Frankreich. Die Logen waren durchweg mit diesen Auffassungen bekannt. Deshalb wird in den Satzungsentwürfen von Mirabeau die enge Verbindung seines Geheimbundes mit der Freimaurerei betont und gefordert, daß seine Mitglieder die drei ersten Grade in der maurerischen Hierarchie erlangt und mindestens drei Jahre der Freimaurerei angehört haben.

Mit solchen Auffassungen trat Mirabeau leitend in die Revolutionsbewegung ein. So wollte er die Freimaurerei als Weltbund (lien universel) sehen. Daß diese Gedanken, ohne und mit revolutionärem Einschlag, nicht nur in französischen Logen, sondern auch in Deutschland aufgenommen wurden, z. B. von den genannten Evergeten, läßt sich durch Tatsachen beweisen. Auch für die Evergeten finden wir als Bundeszweck angegeben[4]:

> „Einer der ersten Zwecke des Ordens ist der, alle guten Menschen zu einer allgemeinen Wirksamkeit für die Glückseligkeit der ganzen Welt brüderlichst zu vereinigen, und Vernunft und Menschenrechte geltend zu machen."

Mirabeau wird, wenn es sich auch nicht klar beweisen läßt, gelegentlich seines Aufenthalts in Berlin wie überhaupt in Deutschland für seine Ideen laut Mémoire tätig gewesen sein. So findet sich unter den Pflichten für den zweiten Grad (Seite 25) der Satz:

> „In Deutschland haben sie daran zu arbeiten, das Recht der Staaten aufrecht zu erhalten, jeder willkürlichen Gewalt Widerstand zu leisten und niemals niedrigen Sonderinteressen nachzugeben."

Wie soll man diesen kurzen Hinweis deuten? Lebt hier in Mirabeau etwas vom Geiste Richelieus auf? Das Recht der Staaten, doch der einzelnen deutschen Staaten, der Deutschländer (Les Allemagnes), wie Henri Berr sagt[5], also die deutschen Einzelstaaten sollen unterstützt werden, doch um die Einheit Deutschlands zu verhindern. Damit bleibt Mirabeau im Rahmen der traditionellen französischen Politik.

Zweifellos hatte Mirabeau die Absicht, mit Hilfe seines geheimen Engbundes die damals sehr zerrissene Freimaurerei zu einen und ihr eine neue Aufgabe zu geben. Er sah nach seiner eigenen Mitteilung einen gewissen Verfall in der Maurerei und wußte, daß mit der Masse des Gesamtordens für seine Ideen zunächst nichts anzufangen war. Seinen engeren Brüdern wollte er große Vorbilder zeigen, wie Demosthenes und Phocion, die selbst im Verfall der griechischen Stadtstaaten nicht verzagten und das Volk zur Verteidigung aufriefen, um vielleicht danach den alten Amphiktyonenbund wiederherzustellen. Sehr treffend ist dieses Beispiel nicht gewählt, höchstens als Vorbild schlechthin. Immerhin geht daraus hervor, daß Mirabeau ebensowenig wie seine beiden klassischen Vorbilder ein Umstürzler war, er wollte allen Ernstes nur eine konstitutionelle Neuformung Frankreichs mit Bei-

[4] Aktenmäßige Aufschlüsse über den Bund der Evergeten in Schlesien, herausgegeben von Fessler, Freyberg 1804, Seite 43.

[5] Henri Berr, „Les Allemagnes, Réflexions sur la Guerre et sur la Paix", Paris 1939.

Digitized by Google

behalt des Königtums. Darin sind ihm auch die Freimaurer anfangs zum Teil gefolgt, so z. B. die einflußreiche Loge „Le Contrat Social", die von ihren Mitgliedern noch im August 1791 Treue zur neuen Verfassung und zum Königtum forderte.

In den „Grundsätzen des Geheimbundes" fällt ein Satz auf, den Mirabeau als einen seiner Kardinalgrundsätze bezeichnet, daß nämlich er die Verbreitung von Kenntnissen im Volk weniger nach der Tiefe als vielmehr nach der Breite vorgenommen wissen will. Hier zeigt sich Mirabeau als Demagoge, dem es daran liegt, Massen hinter sich zu bringen, um seine Ideen zur Tat werden zu lassen, auch wenn diese Massen ihn vielleicht gar nicht verstehen. Aber er braucht diese Massen, das spricht er auch aus, für sein Hauptziel, die Bekämpfung des Despotismus, die Befreiung des Volkes durch eine Verbesserung der Gesetzgebung, wie er sie auffaßte. Siehe weiter unten die Erörterung über die Aufgaben der beiden Grade. Erwähnt sei hier, daß Mirabeau 1789 vom dritten Stande für Aix und Marseille in die Generalstände gewählt wurde. Sein Mémoire war demzufolge seine Vorarbeit für die Vertretung des dritten Standes, den er für Reformideen schulen und erziehen wollte. Sein früher Tod hat sein Werk vereitelt. Ob er allerdings dauernd den Gang der Revolution in seinem Sinne hätte leiten können, müssen wir dahingestellt sein lassen. Mirabeau wollte einem Abgleiten seiner Revolution mit seinem Bunde entgegenarbeiten, weil er richtig voraussah, daß Revolutionen („unruhige Zeiten") von ehrgeizigen, geltungsbedürftigen Männern zur Verführung der Volksmassen zu eigensüchtigen Zwecken ausgenutzt werden könnten. Er rechnet zu solchen Gestalten mit Recht Cromwell, zu Unrecht den König Gustav III. von Schweden. Cromwell trifft der Vorwurf zu Recht, um so mehr, als er England auch noch mit der Rückkehr der Juden beschenkte, eine Meintat, deren Auswirkung noch im jetzigen Kriege zu spüren ist.

Sehr beachtenswert ist, wie Mirabeau seine geheime Beeinflussung der Regierung und der Gesetzgebung in seinem Programm verankert hat. Er ist damit gewissermaßen beispielhaft für alle späteren geheimen Verbände geworden. Er will seine Bundesmitglieder an einflußreiche Stellen schieben beziehungsweise solche Persönlichkeiten gewinnen, die sich schon in derartigen Stellungen befinden. Der Bund soll also mit seinen Mitgliedern den ganzen Behörden- und Gesetzgebungsapparat durchsetzen. Um das unauffällig durchführen zu können, lehnt er eine Mitgliedschaft von Fürsten in seinem Bunde ab. Diese Ablehnung finden wir auch in den anfänglichen Grundsätzen sowohl der Hund'schen strikten Observanz wie des Illuminaten-Ordens. Beide Bünde aber sind bald davon abgewichen und nahmen Fürsten in größerer Anzahl auf, die zum Teil nicht unerheblichen Einfluß gewannen. Viele Fürsten aber sahen sich in ihren guten Absichten, mit denen sie in den Bund kamen, getäuscht, denn die Angehörigen ihrer Umgebung und die Inhaber hoher Ämter, soweit sie Mitglieder der genannten Bünde waren, handelten fast immer im Sinne der Ziffer 1 des Art. 3 „Pflichten der Brüder des höheren Grades".

Wenn Mirabeau zum Beweise der Ausführbarkeit seiner Ideen auf die Methoden des Jesuiten-Ordens verweist, so gerät er damit auf Irrwege. Gewiß, er sucht das mit dem Hinweise abzuschwächen, daß er solche Methoden nur im Sinne des Eudämonismus anwenden wollte, nicht zur Verdummung der Menschen, wie es die Jesuiten tun. Das ist nicht mehr als eine Redewendung. Hierin berührt Mirabeau sich ebenfalls mit Weishaupts Ansichten über die Notwendigkeit der Gründung des Illuminaten-Ordens, der den Jesuiten-Orden mit dessen eigenen Methoden bekämpfen wollte. Auch in dieser Parallele ist keine Verbindung zwischen Mirabeau und Weishaupt bewiesen, denn die Ansicht, einen Feind mit dessen eigenen Waffen bekämpfen zu können beziehungsweise zu müssen, wurde vielfach geglaubt und versucht, so daß dieser Grundsatz fast sprichwörtliche Bedeutung gewonnen hat. Ähn-

Digitized by Google

lichkeiten finden sich auch in der beabsichtigten und im Illuminaten-Orden zum Teil ausgeführten Organisation beider Männer. Ob der eigentliche Organisator des Illuminaten-Ordens, Freiherr Knigge (Philo) mit Mirabeau in der Zeit bis 1780 in Verbindung gestanden hat und seine Ansichten gekannt haben kann, ist nicht erwiesen. Da Knigge zahlreiche Reisen in der Zeit von 1777 bis 1780 unternommen hat, so wäre es immerhin möglich, dabei Mirabeau und dessen Gedanken kennen gelernt zu haben.

Die Absicht, dem politischen Feinde mit dessen eigenen Waffen entgegenzutreten, hat sich in der Geschichte der geheimen Bünde und Orden immer nur als ein Mittel erwiesen, das trotz vielleicht gut gemeinter Absicht nur Böses schaffen konnte. Dafür ist die Französische Revolution, dafür sind im Vormärz des 19. Jahrhunderts die geheimen Bünde hinreichend Beweis. Das stets verhängnisvolle Wirken des Jesuiten-Ordens, das Mirabeau an sich richtig erkannt hat, bedarf näherer Beweise nicht, denn die ganze Geschichte des Jesuiten-Ordens beweist das zu jeder Zeit und in jeder Tat. Der Vergleich mit der Schule des Pythagoras in Kroton (Süditalien = Großgriechenland) trifft insofern nicht zu, als es sich nicht um einen geheimen Bund handelte, sondern um eine vom Rat der Stadt Kroton genehmigte und gewünschte Lehrtätigkeit metaphysisch-religiösen Inhalts, die kaum mittelbar mit politischen Dingen etwas zu tun hatte. Die Aufklärung und Belehrung der Menschen, wie Pythagoras sie sah, und wie sie in seinem Werk „Hieros Logos" niedergelegt ist, blieb immer im Rahmen einer Sittenlehre. Auch die Evergeten, sicherlich Mirabeaus Nachahmer, beriefen sich auf Pythagoras, denn in der Darstellung von Fessler heißt es[6]:

> „Dem Ganzen lag die Idee des Pythagorischen Bundes in Kroton zum Grunde, und alles, was zur Form gehörte, hatte ein durchaus griechisches Kolorit."

Richtig gesagt: nur in der Form des Bundes.

Es bleibt noch ein Wort zu den beiden Graden des Mirabeau'schen Bundes zu sagen. Diese beiden Grade, mit der Steigerung zum Politischen im höheren Grade, finden sich gleichzeitig mit Mirabeau in der freimaurerischen Sekte der „Philosophes inconnus en deux grades". Wer von beiden vom andern entlehnt hat, mag dahingestellt bleiben. Erneut finden wir dieselbe Verteilung der Gradaufgaben im mehrfach genannten Evergetenbund und in dessen Entartung in Schlesien, im „Moralischen Vehmrat" wieder. Die beschlagnahmten Akten, auf Grund deren der Prozeß gegen „Zerboni und Consorten" 1796/97 durchgeführt wurde, enthalten darüber sehr Genaues[7]. Es dürfte zweifellos sein, daß den Schöpfern des Evergetenbundes und des Moralischen Vehmrats Mirabeaus Gedanken bekannt waren, wenn auch die Akten das nicht ausdrücklich erwähnen, sie nehmen nur allgemein auf Gedanken der Französischen Revolution Bezug.

Der Pflichtenkreis der beiden Grade ist genau umrissen und trennt beide scharf voneinander. Der erste Grad kann vielleicht mit dem Pythagoräischen Bunde in Parallele gestellt werden, denn auch er soll sich nur mit Lehre und Erziehung beschäftigen. Der zweite Grad aber ist ausgesprochen politisch und enthält das von Mirabeau in der Constituante vertretene Programm. Die Bekämpfung des Despotis-

[6] Aktenmäßige Aufschlüsse über den Bund der Evergeten in Schlesien, herausgegeben von Fessler, Freyberg 1804, Seite 117.

[7] Siehe Rep. 7 C 14; Rep. 89, 63 D; Rep. 104 I 26 und Rep. 77, 267/13 des Preußischen Geheimen Staatsarchivs und „Nationalsozialistische Monatshefte", August 1942, Heft 149: Karl Funk, „Französische Revolution und Freimaurerei in Deutschland bis 1849", Seite 501 (5).

Digitized by Google

mus galt der Entmachtung des absoluten Königtums und dessen Umwandlung in eine vom Volkswillen mitbestimmte konstitutionelle Monarchie. Die Pflichten des zweiten Grades umfassen weiterhin die Bekämpfung der Vorrechte des ersten und zweiten Standes (Adel und Klerus), und nicht nur das, sondern auch eine völlige Umstellung des Wirtschaftslebens, des Zunftwesens z. B., wie wir es im Liberalismus des 19. Jahrhunderts kennengelernt haben.

Die Mirabeau'schen Ideen haben gerade in Deutschland noch in der unruhigen Zeit nach dem Wiener Kongreß leider feste Wurzeln gefaßt und haben nicht unwesentlich mit zu den demokratischen Umgestaltungen des deutschen Staatslebens beigetragen, wie es sich hauptsächlich von 1848 ab endgültig vollzog.

Darin liegt die Bedeutung des Freimaurerischen Programms Mirabeaus.

Digitized by Google

Kurt Pichler:

Das Bild der Mutter in der deutschen Dichtung

Die Arbeit ehrt die Frau wie den Mann;
das Kind aber adelt die Mutter.
Adolf Hitler.

Wir halten ein Bild in Händen: Ein leiddurchfurchtes Antlitz mit den Runen der Arbeit, des Kampfes, der Strenge und — so großer Güte! Je länger wir es betrachten, desto schöner scheint es, desto reiner, hinter Falten birgt und offenbart sich ein Mutterherz. — Es ist der rechte Tag, dies Mutterbildnis Albrecht Dürers zur Hand zu nehmen. Es ist nicht nur seine Mutter, es ist die Mutter schlechthin, die hier gestaltet wurde. —

Sonderbar, wollen wir über „Mutter" sprechen, dann legt sich etwas bleiern schwer auf unsere Zunge: Wir können nicht in Worte fassen, was wir empfinden. Das können nur die wenigen, denen es ein Gott verliehen. Warum aber sollen wir auch eigene Unzulänglichkeiten Sprache werden lassen? Es kündeten und künden deutsche Dichter das Ethos der Mutter in tausend Versen . . .

Hans Baumann singt:

Wo ihr nicht seid,
da kann nicht Heimat werden,
wo ihr nicht segnet,
bleibt die Erde tot.

Wo ihr nicht pflügt,
geht Jammer mit den Pferden,
wo ihr nicht aussät,
wächst statt Korn die Not.

Wo ihr nicht wacht,
brennt Hunger in den Herden,
wo ihr nicht lacht,
schmeckt bitter jedes Brot.

Wo ihr nicht seid,
da kann nicht Heimat werden,
wo ihr nicht segnet,
bleibt die Erde tot.

Digitized by Google

„Wo ihr nicht segnet, bleibt die Erde tot." Es ist ein Sonderbares um das Muttersein: Mutter, das heißt Wissen um die Tiefen des Daseins, das bedeutet Ahnen von Zukünftigem, das heißt Ruhepunkt im Wandel des Wechselnden. Es ergreift stets von Neuem: Dieses Lebenspenden, dieses Schenken, ohne zu nehmen, dieses Leben für die Zukunft! Wohl ist der Mann der, der voll Tat und Schaffensdrang im Leben steht: Er meistert die Gegenwart mit starker Faust, er baut und ist Krieger und gestaltet die Welt. Kann er es aber ohne jene stille Hilfe der Frau? Kann er es, ohne seine Pläne, die er selbst nicht mehr vollenden konnte, weiterzugeben? Ja, es bedarf des Segens der Frau, der Mutter: Denn in ihrem Schoße reift das Leben, das einst vollenden wird, was dem Manne zu vollenden nicht gelang; in ihrem Schoße reift ein Erbe. —

Hermann Stehr sagt einmal: „Die klugen Menschen denken mit dem Geist, die Weisen mit der Seele." Das ist auch der Unterschied zwischen Mann und Weib: Jener denkt mit dem Geist, die Frau, die Mutter aber, die Weise, trägt in ihrem Herzen das Wissen um die Ganzheit, der sie dient ...

Hans-Jürgen Nierentz weiß von diesem Wissen zu künden:

Wer ahnt es wohl, wie reich ihr seid,
in euren Traum gehüllt,
in darbender Armseligkeit
von Seligkeit erfüllt.

Wer ahnt es wohl, wie hell ihr glüht,
wenn euch die Nacht umstellt
und Stern um Stern vom Himmel blüht
und in den Schoß euch fällt.

Wer ahnt es wohl, was euch so groß
aus aller Enge hebt,
da sich das Leben in dem Schoß
zum Lichte drängt — und lebt.

Wer ahnt es wohl — wer ahnt, warum
ihr lächelt noch im Schlaf:
Ihr bleibt vor dem Geheimnis stumm
im Wunder, das euch traf.

Aus dieser Stellung der Frau, der Mutter im Sein ergibt sich das Fraulliche, das Mütterliche schlechthin: das Gütige, das Erhaltende, das „Segnende", wie Hanns Baumann es nennt, das Heldische. Hermann Gerstner weiß davon zu sagen:

Das Vaterland verlangt deinen Sohn,
und unerbittlich zwang ihn das Gebot.
Man forderte von ihm den Mut zum Tod,
und keiner redete von seinem Lohn.

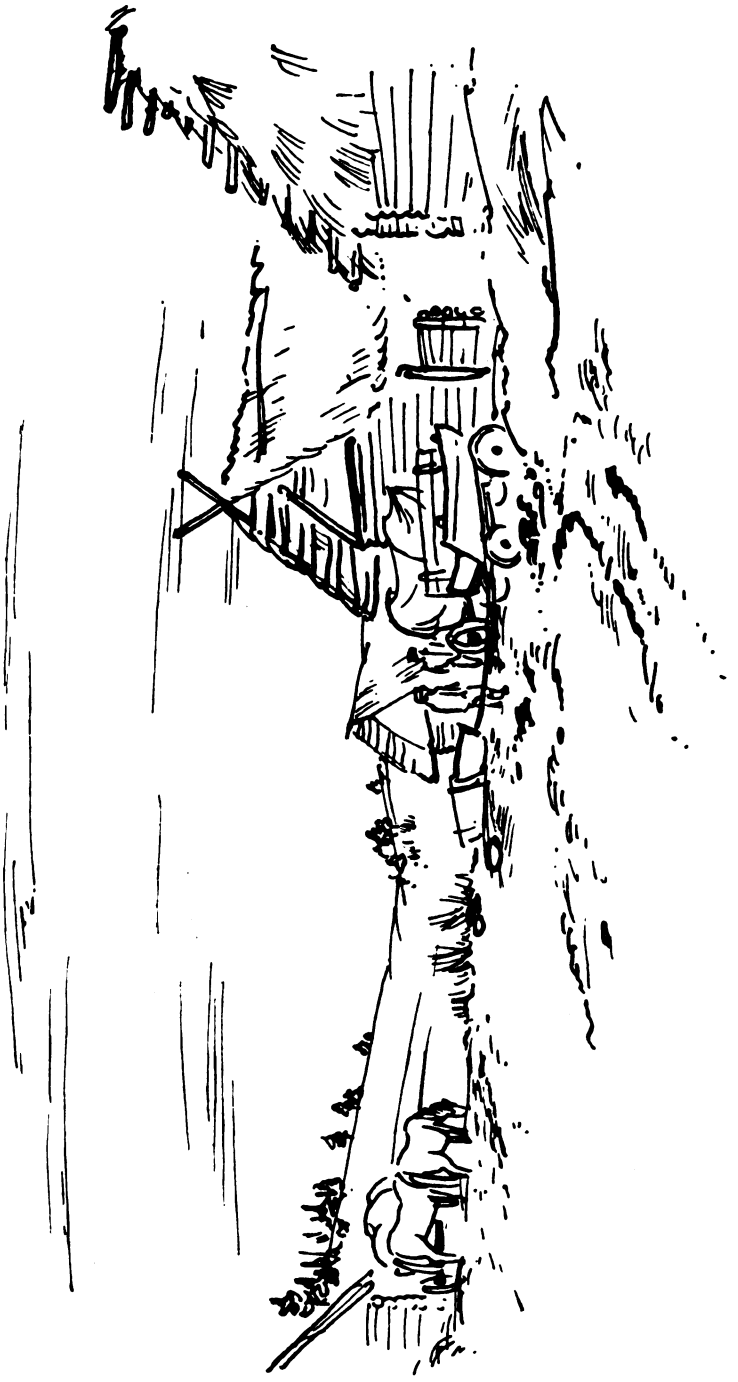
Digitized by Google

SKIZZEN AUS DEM OSTEN VON KARL DÖNSELMANN

Digitized by Google

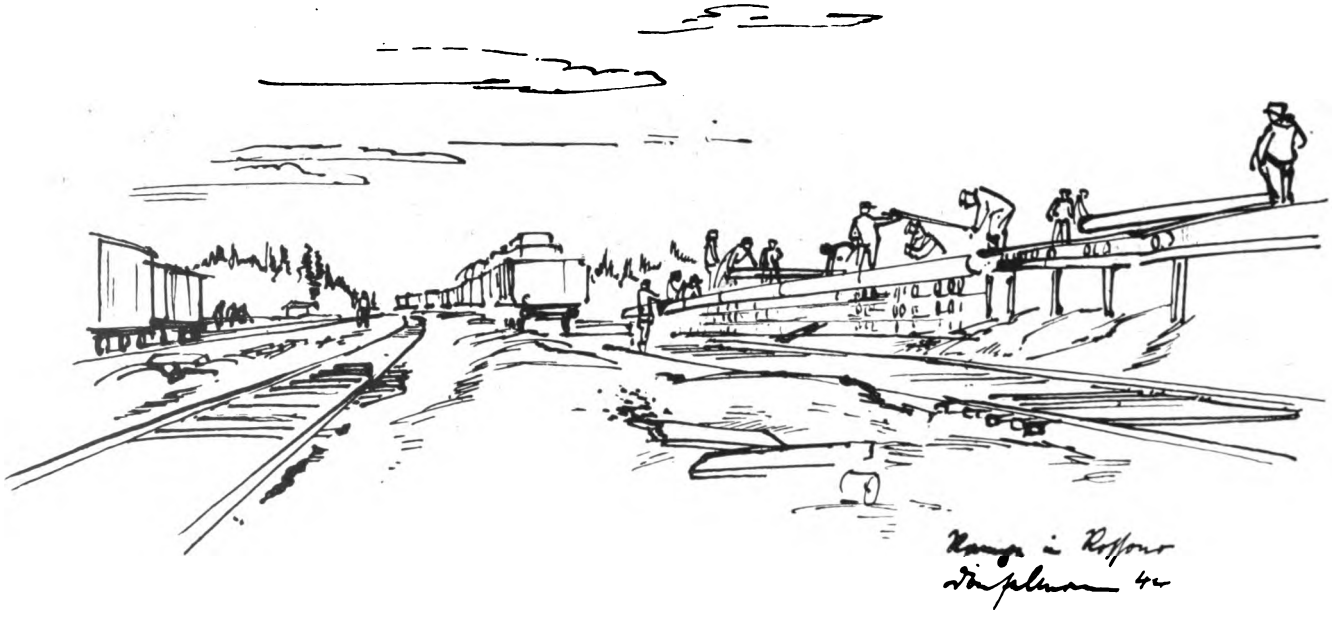
Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Nun ist er in den Friedhof eingesenkt.
Du aber, Mutter, betest um das Reich,
für das er starb. Dem Heimgegangnen gleich
hast du dich an das weite Land verschenkt.

Du liebst die Bäume und das alte Dach
der Heimat, liebst den Abendgang zum Wald.
Und lange bleibst du in den Nächten wach.

Da siehst du ihn, den Mantel umgeschnallt.
Er winkt, du aber segnest tausendfach
den Opfernden, du neigst dich der Gestalt.

Ist das nicht irgendwie dasselbe, was der Führer am 24. März 1924 vor dem Volksgericht aus der Not der Wirklichkeit heraus gesagt hatte?: „Die Tat des 8. November ist nicht mißlungen. Sie wäre mißlungen dann, wenn eine Mutter gekommen wäre und gesagt hätte: Herr Hitler, Sie haben auch mein Kind am Gewissen. Aber das darf ich versichern, es ist keine Mutter gekommen : . ."

Nein, sie klagen nie. Sie sind die Opfernden, die Gebefreudigen, sie tragen die Ahnung des Volkes in sich und fühlen dessen Berufung. Und ihre Bitterkeit und Trauer ist Stolz. —

Deshalb aber fühlen wir auch, wir Kinder, das Band, das uns knüpft: Denn unter dem Herzen der Mutter haben wir alle geruht:

Unter den Herzen der Mütter haben wir alle geruht.
Durch die Herzen der Mütter fließt die ewige Flut.

Ewige Flut des Lebens, nicht im Menschen allein,
auch in dem Tier und der Pflanze, ja in Erde und Stein.

Dumpf in den schweren Dingen, die sie dunkel durchkreist,
immer lichter sich läuternd auf zu Güte und Geist.

Bis sie im höchsten Bereiche von sich das Irdische streift,
in die Gottheit mündend selber zum Göttlichen reift.

Durch die Herzen der Mütter fließt die ewige Flut.
Unter den Herzen der Mütter haben wir alle geruht.

(Will Vesper.)

Muttersein, das heißt Ruhepunkt im Wandel. Und für uns Kinder heißt es Heimat, heißt es zu wissen, daß es irgendwo in der weiten Welt ein Fleckchen der Rast und des Friedens und des Verstandenwerdens gibt. Otto Paust konnte dieses Gefühl des Geborgenseins in Worte kleiden:

Mutter ist Heimat.

Mutter! Aus deinem schützenden Schoß
wuchs unser Leben — wurden wir groß.
Mutter! An deiner helfenden Hand
fanden wir in das Wunderland
Heimat.

Digitized by Google

Ach, siehe, Mutter: Heimat bist du,
weil Heimat heißt: Mutter und Kindheit und Glück.
Und Mutter heißt: Dank und Blick zurück
für alles Große und — Schöne dazu!
Mutter heißt mehr noch: heißt Vaterland.
Mutter heißt Liebe und flammendes Band
für Bruder und Schwester aus jeglichem Stand.
Der Heimat zu dienen, tief, tapfer und treu,
heißt: dich, Mutter, lieben in heiliger Scheu.
Du gabst uns das Leben — wir wurden Nation.
Aus dir sproßt die Zukunft in Tochter und Sohn.

Mütter! Aus euerem schützenden Schoß
wächst Deutschlands Leben — wird Deutschland groß.
Mütter! An eurer helfenden Hand
findet das Volk ins Wunderland
Heimat.

Theodor Storm sang einst aus übervollem Herzen dieses Glück, dieses Heimatgefühl, das aus dem Mutterherzen strömt:

Oever de stillen Straten
Geit klar de Klokkenslag;
God Nacht! Din Hart will slapen,
Un morgen is ok en Dag.

Din Kind liggt in de Weegen,
Un ick bün ok bi di;
Din Sorgen un din Leven
Is alles um un bi.

Noch eenmal lat us spräken:
Goden Abend, gode Nacht!
De Maand schient ob de Däken,
Uns' Herrgott hölt de Wacht.

Und dieses stille Wissen trägt das ganze Leben. Nur der ist wirklich arm, der es in seiner Kindheit missen mußte. Wer dieses Glück des Geborgenseins jedoch einmal nur erlebt, der kommt sein Leben lang nicht mehr davon los. Kolbenheyer kündet diese Sehnsucht:

Immer bangt mein Herz nach dir zurück,
Mutter, keine Heimat will mir frommen.
Dir allein war all mein Schmerz und Glück
wie ein eignes Schicksal überkommen:
Meinen Kindertagen
hast du es getragen,
Mutter, du hast alles angenommen.

Digitized by Google

Jeder meiner jungen Freuden Laut
wuchs in dir wie Morgenrot zum Morgen,
und, von deiner Augen Quell betaut,
schliefen Kummer ein und frühe Sorgen.
Was in Tun und Leiden
Sieg war und Bescheiden,
Mutter, alles war in dir geborgen.

Bin ich, in die fremde Welt gestellt,
selber Zuflucht manchem lieben Leben —
wird mein Arm von tiefem Glück durchwellt,
bange Herzen auf den Weg zu heben —
Die in weiten Tagen
mich zum Licht getragen,
Mutter, du hast mir die Kraft gegeben.

Wir sagten soviel über die Mutter. Wir ließen Dichter sprechen, die ihre Mutter besangen. Karl Seibold läßt sie ihr eigenes Lied singen, ein Lied des Entsagens und doch des unsagbaren Glückes:

Wir wollen arm sein,
arm an Gut und Geld.
Wir wollen keinen Anteil
an dem Schatz der Welt;
denn alle, die sich seinem Glanz verschrieben,
sind stark im Hassen und so arm im Lieben.

Wir wollen froh sein,
froh an jedem Tag.
Wir wollen lachend tragen
dieser Erde Plag'.
Denn stärker als das Rattern der Maschinen
sind unsre Lieder, die dem Leben dienen.

Wir wollen reich sein,
reich mit jedem Kind,
weil alle Frühlingsblumen
Gottes Wunder sind,
und glücklich schauen, wie sie sich entfalten,
und über sie die Hände schützend halten.

Das „Mutterlied" endet jedoch nicht in diesem Leben. Unwandelbar im Sein ist das Mutterherz auch im Tode ... Unwandelbar! Wir wollen ganz stille sein und hören, was dem Dichter Hanns Johst in seiner schönsten Novelle „Mutter ohne Tod" von seiner toten „Muttel" geoffenbart wird:

„Ich sitze ganz still und wende mich Muttels Bild zu. Es sieht mich an. Es sagt ganz einfach, ganz auf Muttels Weise: ‚Ich habe dich hier erwartet, hier in diesem Leben, nicht wahr? Und du bist gekommen . . . und ich habe

Digitized by Google

für dich gesorgt . . . und nun bin ich vorausgegangen und erwarte dich wieder . . . Und du wirst wieder kommen . . . Ich habe dir das Sterben vorgemacht, damit es dir, wenn deine Stunde kommt, nicht schwer wird . . . damit du weißt, drüben . . . schon ganz dicht . . . ganz nahe deinen sinkenden Sinnen, erwarte ich dich, komme auf dich zu . . . komme dir entgegen . . .'

. . . Dir, Muttel, danke ich dein Sterben . . . Immer sterben die Mütter für die Söhne . . ."

Ja, so ist ihr Leben: Anfang und Ende für ihre Kinder. Wir aber stehen arm vor so großem Reichtum. Wir können nur eines: Das zu werden, was sie uns in der Tiefe unseres Herzens als Erbe mitgegeben: Das zu werden, das zu leben, was wir durch die Mütter sind. Zu den „Müttern hinabsteigen" — ja, das können wir. Den Schatz zu heben, der durch sie in unserem Inneren ruht — das sei unsere Liebe, unsere Pflicht und unser Dank . . . Mehr können wir nicht:

Wer erschöpft dich in Worten,
Wer im Dank?
Wer in Liebe oder Güte?
Ewigem Strome gleich
Quillst du in tausend Formen,
Wir stehen vor dir
Mit schenkarmen Händen.
Was können wir geben?
War doch dein Schoß unser Anfang,
Ist doch dein Herz unser Gut.
Du aber nimmst nichts zurück...
Wer erschöpft dich in Worten?
Wir wollen schweigen:
In tiefer Stille nur
kommen dem Wunder wir nah:
Mutter!

Digitized by Google

Gottfried Neeße:

Liebe zum Gedicht

Was ist ein Gedicht! Ein Sprachkunstwerk von besonderer Form, lautet die erste Antwort. Diese Form muß sich in der Sprache selbst ausprägen im Gleichklange von Ruf und Echo zeilenschließender Silben oder im Gleichmaße der über die Sätze und in ihnen schwebenden Schwingungen von Hebung und Senkung des Tones, kurz: in Reim oder Rhythmus. Es genügt nicht allein, in einer besonderen Druckanordnung wie man sie beispielsweise in Arbeiten Cäsar Flaischlens und ganz besonders bei Arno Holz finden kann, dartun zu wollen, daß der Leser ein Gedicht vor sich habe. Wer Prose im Drucke auseinanderquält, hackt sie oftmals auch in Ton und Sinn entzwei; aus Umstellung und Verstellung der Sprache wächst kein Sprachkunstwerk, entstellte Prose ist kein Gedicht. — Gedicht, das wird an diesem Beispiele deutlich, verlangt den Hörer und hat daher auf ihn, nicht auf den Leser zuerst Rücksicht zu nehmen; es ist ein Kunstwerk der Sprache, nicht eines der Schrift oder des Druckes.

Es wäre klein und überdies falsch, wenn man nur die in Reim oder Rhythmus fest gebundene Sprache als Gedicht bezeichnen wollte. Alles Sprachwerk ist Gedicht, das Musik in sich hat, alle Sprache ist Gedicht, die so verdichtet ist, daß sie aus bloßem Tone zu Klange wird. Die Sprache ist die jüngere Schwester der Musik, ein Eigenes jedoch auch ihr gegenüber, nicht nur Abkömmling; eine Schwester, nicht eine Tochter.

Die erste Antwort auf die Frage nach dem Wesen des Gedichtes erfordert somit eine Vertiefung: das Gedicht ist ein Sprachkunstwerk von besonderer äußerer und innerer Gestalt; und die innere Gestalt offenbart sich in einer der Sprache selbst eigenen Musikalität. Auch in Prose tiefer Empfindung, in großer Prose findet sich viel Musik der Sprache und damit: viel Gedicht. Im „Zarathustra" Nietzsches ist mehr Musik als in vielen langen „Dichtungen", die sich bei genauer Anschau nur als schlecht gereimte, schlechte Prose zeigen. Rilkes Briefe sind fast ohne Ausnahme zum größten Teile Gedicht, wie überhaupt die Sprache dieses Dichters in einer bisher wohl unbekannten Weise Musik geworden ist, so stark, daß sich nur wenige an die Vertonung seiner Lieder herangetraut haben, weil für die Musik an Sprachwerken von so tiefer Musikalität nicht mehr viel zu tun übrig bleibt. Und das größte Beispiel für Gedicht in der Prose ist Hölderlins „Hyperion".

Eine andere Frage, die hier nur erwähnt, jedoch nicht beantwortet werden soll: Muß eine in sich geschlossene Einheit — vielleicht mitten aus

Digitized by Google

einem Stück Prose heraus — vorhanden sein, damit von einem „Gedicht" die Rede sein kann? —

Was wird zu Musik in der Sprache? Die Welt! Aber wir müssen genauer sein. Gefühl oder Stimmung (und Stimmung ist nichts anderes als der Zusammenstrom mehrerer verschiedener Gefühle zu einer Einheit, ist nichts anderes als eine Gefühlslage), Gedanke, der nicht reine Verstandesgeburt ist, sondern aus einem bewegten ergriffenen Herzen dringt (und nur ein solcher Gedanke ist groß und erfaßt die anderen Menschen); Ereignis, das nicht nur festgestellt, sagen wir mit einem fremden Worte „registriert", sondern nacherlebt, mitgefühlt wird: all das kann Sprachmusik werden. Überall, wo ein Gedicht entsteht, auch bei dem Gedanken und dem Ereignis, handelt es sich demnach in irgendeiner Weise um Gefühl, um persönliche Empfindung, um unmittelbares Erlebnis der Welt oder des Lebens. Ergriffenheit des Gefühls wird zur Ergreifung des Wortes, und die Musik des Herzens wird im Gedichte zur Musik der Sprache.

Dieser Vorgang der Entstehung des Gedichtes wird dort auf die geringsten Schwierigkeiten stoßen, wo ein Gefühl, eine Stimmung unmittelbar in Wort-Musik umgesetzt werden soll: der Gedanke und das Ereignis müssen jedoch erst den Weg über das Gefühl nehmen, um Gedicht zu werden, den Weg, der für sie zumeist als ein Umweg erscheint; sie müssen erst im Herzen des Gestaltenden geklungen haben.

Der Weg eines Gedankens zur Gedicht-Werdung ist in der Regel der längste, weil er dem Gefühle und damit dem, was wir Musik des Herzens nannten, von sich aus am fernsten steht; kürzer ist in der Regel der Gang, den das Ereignis zurückzulegen hat, bis es Gedicht wird, da es sehr oft, viel häufiger als alle Erkenntnis, Erlebnis ist. Diese Auffassung findet ihre Bestätigung. Das Reim-Werk, in dem eine Vielheit von Gedanken, eine Lehre, ausgesprochen wird, ist kaum je Gedicht im eigentlich hier aufgezeigten Sinne; anders ist es mit jenem, in dem eine einheitliche, den Sprecher tiefberührende Erkenntnis Laut, in Reim oder Takt geformt, zu Sprachmusik gestaltet wird —, es gibt wunderbare, zumeist spruchartig kurze Gedichte, aus denen uns ein Gedanke aus tiefem Lebensgefühle des anderen entgegenschwingt.

Beispiele dafür sind:

„Geduld, du ungeheures Wort!
Wer dich erlebt, wer dich begreift,
Erlebt hinfort, begreift hinfort,
Wie Gottheit schafft und Gottheit reift!"
(Morgenstern)

Und:

„Wenn dir's in Kopf und Herzen schwirrt,
Was willst du Bessres haben!
Wer nicht mehr liebt und nicht mehr irrt,
Der lasse sich begraben."
(Goethe)

Digitized by Google

Und schließlich:

„Die Ros ist ohn Warum,
Sie blühet weil sie blühet,
Sie acht nicht ihrer selbst,
Fragt nicht, ob man sie siehet.

(Angelus Silesius)

Noch häufiger wird uns in der Ereignis-Dichtung, der Ballade, ein echtes Gedicht begegnen; und am häufigsten wird dies bei der Gestaltung eines Gefühls, einer Stimmung der Fall sein. Daraus ergibt sich — vielleicht ist es überflüssig, das noch besonders zu sagen — nur eine allgemeine Richtung, kein starrer Boden, und erst recht nicht ein Wertmaßstab. Eine stark empfundene, stark gestaltete Ballade, ein meisterliches Lehrgedicht von tiefem Herzensklange ist mehr wert, ist in höherem Maße „Gedicht", als alle Stimmungsgedichte mittleren Ranges.

Dabei ist ein Gedicht nicht nur dann als Stimmungsgedicht, als Lied, zu bezeichnen, wenn es rein und ausschließlich eine Stimmung in Seele oder Landschaft wiedergibt; oftmals geht eine Stimmung zusammen mit einer Erkenntnis oder einem Ereignis. Damit aber ein Gedicht zum Liede, genauer gesagt, zum „Sprachlied" wird, muß in ihm das Gefühl vorherrschen, muß das Gefühl dem Gedichte seine Eigenart geben, muß vom Gefühle Erkenntnis oder Ereignis im Gedichte ganz durchdrungen, ganz durchklungen sein.

Daß ein Gedicht Sprachmusikwerk ist — um es einmal kurz und schlecht in einem Worte zu fassen — hat manchen, der es fühlte, dazu verleitet, sich allein dem Klange der einzelnen Wörter zu überlassen, ohne mehr nach dem Sinne zu fragen, allein dem Auf und Ab, dem Hin und Her von Selbst- und Mitlaut zuzuhören und nur noch auf eine äußere Ordnung im Satzbau zu achten, nicht mehr auf den inneren Gehalt. Auch ein Meister wie Rilke ist dieser großen Gefahr nicht entgangen. In seinem „Stundenbuch" sind manche Verse wunderbaren Klanges, die den silbernen Schein edlen Tiefsinns tragen, in Wahrheit aber ohne Sinn sind; in diesen Versen ist die Musik davongerannt und der Dichter hat den Sinn nicht mehr nachzutragen vermocht. In noch weitaus stärkerem Ausmaße gilt das für Verse Stefan Georges. Es genügt nicht, daß das Gedicht seinem Verfasser sinnvoll erscheint oder daß man dem Werke mit viel Scharfsinn einen Sinn einzugeheimnissen vermag. Die Sprache ist vom Sinne nie zu trennen, sie ist ja Ton gewordener Sinn, die Einheit beider. Steigert man den Ton zur Musik und läßt zugleich den Sinn zum Nicht-Sinn, zum Unsinn, zum Widersinn vielleicht werden, dann ist dies Neugewordene keine Sprache mehr. Der Sprachklang ist entartet zum Wörtergeklingel. Und wenn die Sprachmusik ohne Sinn genügte, dann müßte eine schön lautende Folge von Selbstlauten und Mitlauten, wie sie beim Absingen bestimmter Tonfolgen verwandt wird, für sich allein — es ist darauf schon einmal hingewiesen worden — das schönste Gedicht sein: doremifasola . . .

Der Sinn, der einem Sprachwerke innewohnt, muß ein Sinn der Sprache sein. Es genügt nicht, einzelne Wörter aneinanderzureihen, die in sich sinn-

Digitized by Google

voll sind, aber zusammen keinen geschlossenen Sinn ergeben. Das schließt nicht aus, daß solche Werke, die den Sprachsinn vermissen lassen, in der Zusammenstellung an sich unzusammenhängender Wörter Sprachmusik gestalten und darüber hinaus im Hörer Gefühl, Mitgefühl wecken, ihn bewegen, ja, vielleicht sogar erschüttern. Einer der ersten, der es unternahm, das Wort unverbunden aus sich allein heraus wirken zu lassen, aus seinem Einzelklange und seinem Einzelsinne und der einzige vielleicht, dem auf diese Art Sprachwerke von eigener Art gelungen sind, war August Stramm. Eine seiner Schöpfungen, die den Namen „Patrouille" trägt, mag dafür Zeugnis geben:

„Die Steine feinden
Fenster grinst Verrat
Äste würgen
Berge Sträucher blättern raschlig
Gellen
Tod!"

Niemand wird zu Recht diesem Werke Sinngewalt und Wortklang abstreiten können, aber sein Sinn ist Sinn des Wortes, sein Klang ist Klang des Wortes allein; die deutsche Sprache hat mit all dem nichts zu tun. Unser Gefühl wird berührt, wir erspüren, daß ein ehrlicher Mensch zum Worte greift aus einer ungeheuren Vereinzelung heraus, aus einer Vereinsamung, die so furchtbar ist, daß sie sich noch beim Laut-Werden nicht verschweigen, nicht gestalten, nicht aus dem zögernden Flusse einzelner Wörter zum Guße der Sprache formen läßt. Viele Expressionisten sind diesem einen im Schrifttum gefolgt, Stümper mit echtem, tiefem Gefühle, Heuchler von kraftvollem hohem Können — ein Gedicht ist keinem von ihnen gelungen.

Das Leben klingt in jedem auf andere Weise. Man würde in reine Ich-Betrachtung („Subjektivismus") abirren, wollte man ein Sprachwerk dann schon als Gedicht werten, wenn es in seinem Gestalter geklungen hat. Auch in Tom dem Reimer werden die eigenen Verse klingen, schöner, als die meisten anderer. Goethe sagte dazu:

„Keinen Reimer wird man finden,
Der sich nicht den Besten hielte,
Keinen Fiedler, der nicht lieber
Eigne Melodien spielte."

Entscheidend ist, daß das Gefühl im Gedichte in so gültiger und zwingender Form zu Klang wird, daß es in anderen wiederum Gefühl werden kann. Hall muß am Werke gewesen, Hall muß im Werke sein, Hall des Gefühls und Hall der Sprache, so stark, daß es im anderen empfänglichen Herzen Widerhall weckt.

Nicht in jedem hallt ein schönes Gedicht wider. Viele sind zu stumpf um etwas zu vernehmen, zu taub um zu hören, zu träge um dorthin zu wandern, wo es etwas zu erlauschen gibt. Wer keine Ohren für das Gedicht hat, dem kann man auch keine ansetzen. Aber manchen gibt es, der seine Ohren

Digitized by Google

nur noch nicht genug geübt hat, manchen, der noch nicht den rechten Platz zum Zuhören fand.

Es gibt vielerlei Arten, um den Widerhall eines Gedichtes in sich zu hören. Es gibt manchen Weg zum Gedichte. Jeder führt nicht nur zum Einen, sondern auch zum Ganzen, nicht nur zum Gedichte, sondern zur Sprache. Und mit dem Verständnis für die Sprache, die deutsche Sprache, wird das Vertrauen zu ihr wachsen und mit dem Vertrauen die Liebe. Es gibt Dinge, die so in der Tiefe aller Menschenneigung würdig sind, daß man sie nicht genug lieben kann. Zu ihnen gehört die deutsche Sprache, und als ihr Inbild: das Gedicht.

Digitized by Google

KAMPF und *Innerlichkeit*

Wandlung und Bewahrung

I.

Die Zeit bricht um die Äcker frommer Väter
und löscht mit Blut die hohen Bilder aus.
Das ewig Werdende ist ohne Haus —
aus schwerem Dunkel ringt sich auf ein später

und bleicher Morgen ungestalter Frühe,
die Nebel brauen — wer das Licht erkennt,
mag leichter leben, doch kein Name nennt
noch Maß und Sinn der atemlosen Mühe,

geschient in Eisen lange hinzugehen
durch der Dämonen graue Wiederkehr;
die Himmel schweigen und die Brust ist leer
von allen Göttern — nur wir selbst bestehen.

II.

Die alten Lehren, Sprüche und Gesänge
hab ich durchforscht — sie sind von Weisheit schwer,
doch vor dem Kommenden weiß keines mehr,
wie uns der Gottheit Bildnis noch gelänge.

Denn anders hebt der Söhne Weltenstunde
mit Stöhnen an aus Menschen Blut und Gram —
wer aus dem Chaos taumelnd wiederkam,
der redet dunkel von dem letzten Grunde,

wo Geist und Erde sich noch nicht entzweien
und gnadenlos der nackte Sinn der Welt
dem Menschen Feuer, Tier und Tod gesellt,
die Einheit Gottes riesig zu erneuen.

Digitized by Google

III.

Des Handelns Kräfte, die wir nicht begrenzen,
wehn uns mit heißem Hauch des Werdens an —
wir schlagen Blume, Tier und Quell in Bann,
doch unaufhörlich ziehn mit weißem Glänzen

des Stromes Wasser zwischen Wehr und Dämmen
der Ebne her; der Grund der Erde bebt,
und was aus Tiefen auf zum Lichte strebt,
wird kein Beschwur der toten Götter hemmen.

So kehren wir zurück ins kalte, klare
Gesetz des Werdens, wo sich die Natur
in Stürmen fortsetzt auf der Völker Spur,
und ringen schwer, daß uns der Geist bewahre.

IV.

Wenn die Gewalten tödlich uns bedrängen
und Schatten wuchern um der Seele Licht —
wo bändigt noch der Früheren Gesicht?
Wir leben fraglich über Untergängen

und abgetrennt von aller Götter Bildnis,
und wo wir ordnen, reichen wir nicht hin,
der Tage Maß zu fassen in den Sinn
des ewig Gleichen — drohend wächst die Wildnis

aus allen Wesen, die wir liebend nennen,
und sprachlos falle ich der Erde heim,
aus dumpfer Triebe ungeschiednem Keim
des Lebens starke Wurzel zu erkennen.

Digitized by Google

V.

Aufstemme ich im Rasen der Vernichtung
das angstverwühlte, nachtgebeugte Haupt.
Ist auch das Ohr der Himmlischen ertaubt —
ich schreie, schreie nach des Geistes Schlichtung,

wo sich der Mensch geborgen wiederfindet
in eines dauernden Gesetzes Kreis,
auch wenn kein Herz die dunklen Bahnen weiß,
in denen sich der Welten Ordnung gründet.

Der Nächte Andrang heil zu überwinden,
werf ich das Maß des Menschen hinter mich —
des Mannes Wege enden außer sich,
wo alle Mächte sich in Gott verbinden.

VI.

Wer übersteht der Gottheit reines Wesen
und sammelt ihre Strahlen zur Gestalt —
lang war der Götter freier Aufenthalt
des Menschen Herz, doch andern Ort erlesen

die Ewigen im Ringen der Gewalten
und stürzen ihre Throne tief in Nacht;
vergänglich ist des Menschen Maß gemacht,
die hohen Zeichen dieser Welt veralten

und fremde Reiche glänzen auf im Dunkeln
und fordern uns aus der Vernichtung Wahn —
im Größern endet sich des Opfers Bahn,
die Wälder rauschen und die Sterne funkeln.

Digitized by Google

VII.

So will ich Erde, Flut und Feuer loben,
des Himmels Stürme — Sterne, Meer, Gebirg,
und ordnen in den göttlichen Bezirk
Gesetz der Völker, lange schon verwoben

geheimem Walten aller Elemente,
aus deren Mitte keine Kraft entfällt.
Denn ausgewogen ist das Spiel der Welt —
wer sich in jeglicher Gewalt erkennte

als Teil der vielen namenlosen Kreise,
in deren Räumen stumm die Gottheit west,
erfände auch, gebunden und erlöst,
in eigner Brust des Ewigen Beweise.

VIII.

Uns, ausgezogen zu des Heils Bewahrung,
riß uferlos der Nacht Verwandlung fort —
nun schmieden wir aus grauem Stahl das Wort
der neuen Ordnung mit des Leids Erfahrung,

daß keiner mehr gilt als des Volkes Leben
und Völker blind der Elemente Bahn
im Geist vollenden, Tod — Geburt dem Plan
der Welt verschlungen. Aus dem Chaos heben

sich riesig auf der Schöpfung alte Maße,
wo keiner mehr die Gottheit überschaut —
aus hartem Willen zum Verhängten graut
mit fernem Sinn des Menschen schmale Straße.

Digitized by Google

IX.

Gedenke aber jener Spur und Zeichen
der frühen Ahnen, die aus Trümmern noch
gelassen aufstehn und der Götter Joch
versteint bewahren in der Söhne Reichen,

und miß die Herkunft, über blinde Ferne
den Erben rührend mit geheimem Hauch —
lang sanken Name und Gesetz und Brauch,
doch gleiches Feuer loht aus gleichem Kerne.

Und wo der Väter Schriften nicht mehr raten
mit frommen Sängen und der Hoffnung Wort,
da zeugen noch die grauen Male fort
vom Sinn der Erde und des Geistes Taten.

X.

Im Raum der Schlachten, Opfer und Gesänge
erneuert sich der Völker Angesicht —
des Blutes Ströme wandern ohne Licht
im Schoß der Mächte durch die Untergänge

der alten Götter und der Brüder Sterben
und ordnen sich dem großen Werden ein;
das Künftige drängt aus geborstnem Stein
zu fernem Tag — und wenig bleibt den Erben

gesichert aus den Stürmen der Zerstörung,
doch unter Trümmern und des Schwertes Ruhm
bewehrt sich stumm des Volkes Seelentum
und harrt des Sohnes Zeugnis und Beschwörung.

Digitized by Google

XI.

Der Söhne ist, aus dem Gewühl der Schlachten
und aus der Städte Trümmer, Tod und Gram
zu tragen wieder Stein um Stein zusamm,
das Ungefähre herrisch zu entmachten

im Kreis der Völker, schöner aufzurichten
das Haus des Menschen mit der Liebe Bund —
wenn wir auch mühsam in der Wildnis Rund
auf schmalem Raume nur die Straße lichten,

die Gott dem Menschen als sein Feld gegeben,
so macht der Brüder Nähe noch getrost,
im Unbekannten, welchem Ziel erlost,
mit den Gewalten stark und fromm zu leben.

Bodo Schütt

Das Dasein eines Wesens kann, wie mich dünkt, nur durch Wesen und durch die Anschauung derselben, nicht durch willkürliche Begriffe und leere Worte erkannt werden, so wenig als es durch diese auch weggeräumt werden mag. Man hat ein Sprichwort, daß man durch Träume weder reich noch satt werde; durch Worte wird man's ebensowenig. Wir sind Menschen, und als solche, dünkt mich, müssen wir Gott kennenlernen, wie er sich uns wirklich gegeben und geoffenbart hat. Durch Begriffe empfangen wir ihn nur als einen Begriff, durch Worte nur als ein Wort; durch Anschauungen der Natur aber, durch den Gebrauch unserer Kräfte, durch den Genuß unsres Lebens genießen wir ihn als wirkliches Dasein voll Kraft und Leben.

Herder.

Digitized by Google

Fast zur gleichen Zeit starb der Hochmeister des Deutschen Ordens. König Friedrich nahm die Nachricht scheinbar überaus kühl, wie nebenher auf, es war ihm nicht anzumerken, wie sehr sie ihn erregte. Er ließ sich Herrn von Winterstetten kommen, erkundigte sich sachlich und in gleichmütigem Tone nach den Regeln der Neuwahl. Herr von Winterstetten antwortete ausführlich, versicherte auf des Königs wiederholte Frage, schließlich leicht befremdet, nur das Kapitel des Ordens entscheide, Einflußnahme von welcher Seite auch immer sei unmöglich.

Plötzlich stand König Friedrich auf, trat auf den Ritter zu, seine Stimme war nicht laut, doch unbeirrbarer Befehl:

„Ich wünsche, daß Herr von Salza zum Hochmeister gewählt wird. Sie haben des Unwahrscheinlichen genug getan, als Sie den Knaben aus Pulle nach Deutschland brachten. Ich bin auch in diesem Ihrer sicher!"

Alles, nur dies nicht hatte Herr von Winterstetten erwartet, er wollte Einwände erheben, zu bedenken geben, doch König Friedrich sah die Aussprache als beendet an, entließ den Ritter mit viel Freundlichkeit.

Kurz darauf erfuhr er mehr. Auch die Kurie zu Rom hatte plötzlich dem Orden, den sie bis dahin mehr als vernachlässigt, gefährliche Aufmerksamkeit zugewandt, bemühte sich um einen Hochmeister ihrer Gesinnung. Der Widerstand gegen Herrn von Salza war zäh und erheblich.

König Friedrich warf das Spiel um, zog sich nach außen hin von Herrn von Salza zurück. Es gab viele Zungen, die es dem Herrn Kardinalsekretär von Ostia hinterbrachten, man sprach von einem heftigen Zerwürfnis zwischen dem König und dem Komtur. Unversehens schlug die Haltung der Kurie um. Plötzlich betrieb man von Rom aus mit befremdlichem Eifer die Wahl des Herrn von Salza, die denn auch fast einstimmig erfolgte. Als man zu Rom begriff, daß man dem König in eine arge Falle gegangen, war es zu spät. Es blieb nichts übrig, als einen abgründigen Zorn für gelegenere Tage zu verwahren.

Sofort nach seiner Wahl wurde der neue Hochmeister zum König gerufen. König Friedrich kam ihm federnden Schrittes entgegen, hell, von Sieg erfüllt schwang seine Stimme:

„Deutschland wünscht Ihnen Glück, Herr von Salza!"

Plötzlich glaubte der Hochmeister alles zu begreifen, fragte, indem er letzten Argwohn niederzwang:

„Hat Eure Hoheit — — dies getan?"

Schnell, ganz offenen Gesichts, erwiderte der König:

„Ja! Der Komtur von Salza blieb mir einstmals eine Antwort schuldig. Weiß der Hochmeister nun ein Ziel seinem Orden?"

Herr von Salza schwieg lange, dann war er überwunden. König Friedrich hörte deutlich aus seiner Stimme die tiefe Erregung:

„Ist dem Komtur wie dem Hochmeister nur ein Ziel gesetzt von Gott, es heißt Deutschland — — und ist in Eurer Hoheit Hand gegeben — —."

König Friedrich lächelte fein, stolz, sprach sofort von dem, was geschehen müsse. Der Orden solle aus seinem Halbleben gelöst, eine harte und große Aufgabe erfüllen: die besten Kräfte der Nation an sich ziehen, eine von

Digitized by Google

Fürsten und anderem Einfluß unabhängige Schwertgemeinschaft werden, die nur dem König unterstand, königliche Macht auf blanken Waffen wieder durch Deutschland trug.

Gebannt folgte der Hochmeister der bezwingenden Stimme, umschloß beim Abschied die schmale Hand des Königs in sichtlicher Erregung.

„Eure Hoheit wolle meiner gewiß sein! Nur im Geistlichen steht der Orden unter der Kirche, hier auch liegt eine Pflicht, davon Eure Hoheit nicht gesprochen. Wer beiden Gewalten in Treue verpflichtet ist, kann als einziger vielleicht noch beide Gewalten versöhnen. Ich will mein Leben daran geben, so wahr mir Gott helfe!"

Plötzlich geschah etwas Seltsames, Verwirrendes, Erschreckendes.

Mit rascher, wenn auch beherrschender Gebärde zog König Friedrich seine Hand zurück. Das Licht in seinen Augen spielte in lähmender Fremdheit. So mochte der Cherub ausgesehen haben, ehe er von Gott abfiel — — und nun sprach dieser Cherub etwas Ungeheuerliches aus:

„Geloben Sie es nicht, Herr von Salza! Sie können es nicht halten! Einmal werden Sie wählen müssen zwischen der Kirche und Deutschland, zwischen dem Sohn der Maria — — und mir!"

Grau in maßlosem Erschrecken sah der Hochmeister in des Königs brennend helles Gesicht.

„Eure Hoheit versuche nicht Gott, Eure Hoheit zerreiße nicht die Welt!"

Einen Augenblick lang hielt das fremdartige Licht in den Augen des Königs den Hochmeister fest, dann schien es erloschen. Der schöne, überlegene Mund sprach beherrscht und ruhig wie meist:

„Herr von Salza, kennen Sie den Mann, der sich Hugo von Ostia nennt?"

Der König schien wieder sachlich. Rasch, sich von dem Eindruck des eben Erlebten zu befreien, gab der Hochmeister zurück:

„Den Kardinalsekretär Seiner Heiligkeit?"

König Friedrich warf die Locken zurück, seine Augen schienen plötzlich hart, scharf, kalt:

„Noch verbirgt ihn der Schein — — einmal werden Sie wissen, was er ist und darüber wird die Welt vielleicht zerreißen!"

H. F. Anders aus „Der Verwalter der Welt".

◆

Dem König folg ich, wohin er will.
Mein Herze nur muß hier bleiben.
Das liegt bei meiner Liebsten still,
kann niemand da vertreiben.

Wenn nun mein Herz nicht mit mir geht,
soll doch der König nicht schelten.
Sie gibt mir ihres, das zu mir steht.
Das muß für meines gelten.

Markgraf von Hohenburg (um 1200).

Digitized by Google

Wenn ich von liberalen Ideen reden höre, so verwundere ich mich immer, wie die Menschen sich gern mit leeren Wortschällen hinhalten; eine Idee darf nicht liberal sein. Kräftig sei sie, tüchtig, in sich selbst abgeschlossen, damit sie den göttlichen Auftrag produktiv zu sein erfülle; noch weniger darf der Begriff liberal sein, denn der hat einen ganz anderen Auftrag.

Wo man die Liberalität aber suchen muß, das ist in den Gesinnungen und diese sind das lebendige Gemüt.

Gesinnungen aber sind selten liberal, weil die Gesinnung unmittelbar aus der Person, ihren nächsten Beziehungen und Bedürfnissen hervorgeht.

Weiter schreiben wir nicht; an diesem Maßstab halte man, was man tagtäglich hört.

Goethe, „Maximen und Reflexionen".

◆

Gebet

Wir kämpfen, Gott, um dich in dieser Stunde
und doch begehren wir nicht Gnad noch Licht.
Nimm oder schließe uns aus deinem Bunde —
doch handeln laß uns! Hier verwirf uns nicht.

Sieh, voll von Liebe pulsen unsre Leiber
im stolzen Takt sehnender Einsamkeit.
Doch betteln wir nicht Frieden oder Weiber,
wir fordern unsre Stunde von der Zeit!

Laß, wie du willst, uns fahren oder bleiben,
doch laß uns nicht im Wesenlosen treiben.
Umgib mit Sterben uns, es mag so sein.

Doch laß uns einmal einsam (sieh, wir beten!)
als Träger unsres Schicksals vor dich treten,
verflucht, gesegnet, doch — von dir allein!

Otto Bittner.

Digitized by Google

Der gefangene Admiral

Sind heute einunddreißig Jahr,
Seit ich kein Segel sah,
Es steht der Turm unwandelbar,
Die Kett ist ewig da.
Sie haben gemauert den Delphin
In lichtlos Felsgestein
Und unerreichbar über ihn
Ein winzig Fensterlein.
Nicht, daß ich fern von Licht und Tag,
Macht mir das Herz so schwer,
Als daß ich dich nicht zu schaun vermag,
Mein heilig blaues Meer!

Ich höre nicht, wie die Brandung rollt
Und keiner Möwe Geschrill.
Und wenn die Kette nicht rasseln wollt,
So wär es totenstill.
Sie bauten wohl fern vom Meer den Turm,
Wo keine Woge prallt,
Kein Bootsmann pfeift, und pfeift kein Sturm,
Kein Schuß den Sturm durchschallt.
Nicht, daß man in schweigende Nacht mich warf,
Macht mir das Herz so schwer,
Als daß ich dich nicht hören darf,
mein tief aufdonnerndes Meer!

Mein greises Gebein ist schwer und leer,
Mein Leib wird nimmer heil,
Die Faust schwingt nimmer die Lunte mehr
Und nimmer das Enterbeil! —
Die große Flagge auf dem Mast,
Die Breitseit lasset sehn,
Und, Jungens, wen aufs Korn ihr faßt,
Der Teufel hole den! —
Nicht, daß ich verwelk in Haft und Bann,
Macht mir das Herz so schwer,
Als daß ich auf dir nicht fechten kann,
Mein kampferschüttertes Meer!

Digitized by Google

Nun drauf und dran, geentert keck,
Und feuert noch einmal!
Ha, Schiff an Schiff und Deck an Deck
Und ich der Admiral!
Oh, fiel ich doch im Kugelgezisch!
Hier lieg ich siech und wund,
Hinschmachtend wie im Sand ein Fisch
Und sterbend wie ein Hund!
Nicht daß ich sterbe Zoll um Zoll,
Macht mir das Herz so schwer,
Als daß ich auf dir nicht sterben soll,
Mein oft bezwungenes Meer!

Die Segel hängt das Schiff im Leid,
Ein schwarzes, verwitwetes Weib,
Die Flagge deckt als Sterbekleid
Den toten Heldenleib. —
Er sinkt ins Meer von der Spiegelwand,
Das bebt in heiliger Scheu. —
Mich aber scharren sie in den Sand
Und schießen nicht einmal dabei!
Nicht, daß mein Leben hier verran,
Macht mir das Herz so schwer,
Als daß ich in dir nicht schlafen kann,
Du Heldengrab, mein Meer!

Moritz Graf Strachwitz.

◆

Gebt dem deutschen Volke den Glauben, der ihm gemäß, gebt ihm sein eigen Recht, gebt ihm die Formen und Einrichtungen seines gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und staatlichen Lebens, in denen es sich selbst sieht und wiederfindet, gebt ihm Raum und Luft zu atmen und Erde unter die Füße, gebt ihm den Willen zur Selbstbehauptung und zur Macht, gebt ihm den Führer — und Ihr werdet staunen ob der Jugend, der Kraft, der Möglichkeiten dieses Volkes, das, durch Jahrhunderte sich selbst entfremdet, kaum je das Glück gehabt hat, zu leben in der Kraft, Freiheit und Fülle seines Seins.

Karl Bösch.

Digitized by Google

Von Kind und Ehe

Ich habe eine Frage für dich allein, mein Bruder: wie ein Senkblei werfe ich diese Frage in deine Seele, daß ich wisse, wie tief sie sei.

Du bist jung und wünschest dir Kind und Ehe. Aber ich frage dich: bist du ein Mensch, der ein Kind sich wünschen darf?

Bist du der Siegreiche, der Selbstbezwinger, der Gebieter der Sinne, der Herr deiner Tugenden? Also frage ich dich.

Oder redet aus deinem Wunsche das Tier und die Notdurft? Oder Vereinsamung? Oder Unfriede mit dir?

Ich will, daß dein Sieg und deine Freiheit sich nach einem Kind sehne. Lebendige Denkmale sollst du bauen deinem Siege und deiner Befreiung.

Über dich sollst du hinausbauen. Aber erst mußt du mir selber gebaut sein, rechtwinklig an Leib und Seele.

Nicht nur fort sollst du dich pflanzen, sondern hinauf! Dazu helfe dir der Garten der Ehe!

Einen höheren Leib sollst du schaffen, eine erste Bewegung, ein aus sich rollendes Rad, — einen Schaffenden sollst du schaffen.

Ehe: so heiße ich den Willen zu zweien, das Eine zu schaffen, das mehr ist, als die es schufen. Ehrfurcht voreinander nenne ich Ehe als vor den Wollenden eines solchen Willens.

Dies sei der Sinn und die Wahrheit deiner Ehe. Aber das, was die Viel-zu-vielen Ehe nennen, diese Überflüssigen, — ach, wie nenne ich das?

Ach, diese Armut der Seele zu zweien! Ach, dieser Schmutz der Seele zu zweien! Ach, dies erbärmliche Behagen zu zweien!

Ehe nennen sie dies alles; und sie sagen, ihre Ehen seien im Himmel geschlossen.

Nun, ich mag ihn nicht, diesen Himmel der Überflüssigen! Nein, ich mag sie nicht, diese im himmlischen Netz verschlungenen Tiere!

Ferne bleibe mir auch der Gott, der heranhinkt, zu segnen, was er nicht zusammenfügte!

Lacht mir nicht über solche Ehen! Welches Kind hätte nicht Grund, über seine Eltern zu weinen?

Würdig schien mir dieser Mann und reif für den Sinn der Erde: aber als ich sein Weib sah, schien mir die Erde ein Haus für Unsinnige.

Ja, ich wollte, daß die Erde in Krämpfen bebte, wenn sich ein Heiliger und eine Gans miteinander paaren.

Der ging wie ein Held auf Wahrheiten aus und endlich erbeutete er sich eine kleine geputzte Lüge. Seine Ehe nennt er's.

Jener war spröde im Verkehre und wählte wählerisch. Aber mit einem Male verdarb er für alle Male seine Gesellschaft: seine Ehe nennt er's.

Jener suchte eine Magd mit den Tugenden eines Engels. Aber mit einem Male wurde er die Magd eines Weibes, und nun täte es not, daß er darüber noch zum Engel werde.

Digitized by Google

Sorgsam fand ich jetzt alle Käufer, und alle haben listige Augen. Aber seine Frau kauft auch der Listigste noch im Sack.

Viele kurze Torheiten — das heißt bei euch Liebe. Und eure Ehe macht vielen kurzen Torheiten ein Ende, als eine lange Dummheit.

Eure Liebe zum Weibe und des Weibes Liebe zum Manne: ach, möchte sie doch Mitleiden sein mit leidenden und verhüllten Göttern! Aber zumeist erraten zwei Tiere einander.

Aber auch noch eure beste Liebe ist nur ein verzücktes Gleichnis und eine schmerzhafte Glut. Eine Fackel ist sie, die euch zu höheren Wegen leuchten soll.

Über euch hinaus sollt ihr einst lieben! So lernt erst lieben! Und darum mußtet ihr den bittern Kelch eurer Liebe trinken.

Bitternis ist im Kelch auch der besten Liebe: so macht sie Sehnsucht zum Übermenschen, so macht sie Durst dir, dem Schaffenden.

Durst dem Schaffenden, Pfeil und Sehnsucht zum Übermenschen: sprich, mein Bruder, ist dies dein Wille zur Ehe?

Heilig heißt mir solch ein Wille und solche Ehe. —

Also sprach Zarathustra.

Friedrich Nietzsche.

◆

Wenn der Mensch die Tiefe über der Erde ansieht, so sieht er nichts als Sterne und Wasserwolken. Dann denkt er, es müsse ein andrer Ort sein, da sich die Gottheit erzeige; er denkt: was wäre das für ein Gott, dessen Leib, Wesen und Kraft in Feuer, Licht, Wasser und Erde stünde?

Siehe, du unbegreiflicher Mensch, ich will dir den rechten Grund der Gottheit zeigen:

Du mußt deinen Sinn im Geist erheben und betrachten, wie die ganze Natur mit allen Kräften, die in der Natur sind, dazu die Weite, Tiefe, Höhe, Himmel, Erde und alles, was darinnen ist und über dem Himmel — sei der Leib Gottes, und die Kräfte der Sterne sind die Quelladern in dem natürlichen Leibe Gottes in dieser Welt.

So wir nun wollen unser Gemüt erheben und forschen nach dem Himmel, darin Gott wohnt, so können wir nicht sagen, daß Gott allein über den Sternen wohnt. Der rechte Himmel, darin Gott wohnt, ist überall, an allen Orten, auch mitten in der Erde. Er begreift selbst die Hölle, darin die Teufel wohnen, und nichts ist außer Gott! Denn wo er gewesen ist vor der Welt Schöpfung, da ist er noch, nämlich in sich selber, und ist selber das Wesen aller Wesen. Alles ist von ihm erboren und urkundet von ihm und heißt darum Gott, daß er allein das Gute ist, das Herz oder das Beste, verstehe: das Licht und die Kraft, davon die Natur urkundet.

Jakob Böhme.

Digitized by Google

Kulturberichte

Brückenschlag von Flandern zum Reich

Geschichte, Werk und Aufgabe eines flämischen Verlages

Nicht nur der einzelne Mensch entwickelt sich als Persönlichkeit immer unter dem Gesetz, nach dem er angetreten. Dasselbe gilt auch für jene seltsamen „Kollektiv-Persönlichkeiten", die als Repräsentanten geistiger, völkischer und sozialer Neugeburt an der Spitze einer Epoche stehen und ihr den Weg bahnen helfen. Das können Zeitschriften sein wie Schillers „Musen-Almanach", wie das „Athenäum" der Romantiker oder Heinrich von Kleists „Germania" — oder auch, und diese „Totalisierung" ist vielleicht kennzeichnend für unsere Gegenwart, ganze Verlagsunternehmungen großen Stils, die dem gesamten Schrifttum in jeder Ausdrucksform allmählich den Stempel des Neuen aufprägen. Hier pflegt es dann wiederum die einzelne, so schöpferische wie revolutionäre Persönlichkeit zu sein, die in raschem, kühnem und weitblickendem Entwurf der Arbeit von Jahren das Gesetz vorschreibt. Fehlt diese einmalige Persönlichkeit, die aus dem Zusammenströmen von vielerlei Kräften hervorgeht und von ihm getragen wird, dann wird auch aller organisatorischen Bemühung nicht jener große Wurf gelingen, der dem einzelnen scheinbar in den Schoß fiel: das Werk aus einem Guß.

Die geistigen und literarischen Beziehungen zwischen Flandern und dem Reich wurden bis zum Jahre 1940 fast allein von einigen reichsdeutschen Verlagsunternehmungen getragen, die in Auswahl und Übersetzungen ihr Bestes taten, um beide stammverwandte Völker einander „näherzubringen". Wie die Auswahl, so blieb auch die Sicht und das dem deutschen Leser daraus sich erschließende Gesicht Flanderns notwendig beschränkt, weil einseitig. Es fehlte die Gesamtschau aller Lebensbedingungen und Lebensäußerungen als Hintergrund der literarischen Aussagen, es fehlte völlig die Antwortstimme von drüben, wo niemand sich um Übersetzung und Deutung unseres aus neuem und doch so uraltem Quell schöpfenden Schrifttums mühte, es fehlte an großen „Lesebüchern", wo Flamen und Deutsche in vergangenen Jahrhunderten einander wiederbegegnen, es fehlte auch an guten Bilder- und Photobänden, aus denen es unsere Zeit ihr eigenes, dem Wandel so stark unterworfenes Antlitz zu erkennen verlangt.

Und als dann die militärisch-politischen Ereignisse vom Mai 1940 eine auch für das kulturelle und geistige Leben ganz neue Lage geschaffen hatten, da mußten notwendig gerade auf diesem Gebiet alle Bemühungen versagen, die nicht innerlich und organisch vorbereitet, sondern nur aus altem Machtstreben unter neuer „Konjunktur" gemacht und organisiert wurden.

Dem jungen Flamen Jan Acke aber, der durch sein Studium der Geschichte und Philosophie sowie die immer innigere Berührung mit dem Streben deutscher Studenten aus dem Reiche Adolf Hitlers, mit denen er und seine flämischen Freunde eine „Deutsch-vlämische Arbeitsgemeinschaft" bereits im Jahre 1935 auf der Grundlage gemeinsamer germanischer Verbundenheit gebildet hatten, ihm brachte die historische Entwicklung der Dinge Flanderns erst die Möglichkeit, lange schon gehegte und genährte Gedanken und Pläne in die Tat umzusetzen. Er übernahm die Leitung des kleinen flämischen Verlages „Steenlandt" in Kortrijk, seiner Heimatstadt, vor deren Toren im Juli 1302 die Goldensporenschlacht der stolzen und freiheitliebenden Flamen gegen die Ritterschaft des hochmütigen und eroberungssüchtigen Franzosenkönigs Philipp des Schönen geschlagen und gewonnen wurde, dessen

Digitized by Google

Königin ihren Truppen die ermunternden Worte mit auf den Weg gab: „Ihr sollt die flämischen Schweine ermorden, den flämischen Säuen die Brüste abschneiden und deren Ferkel aufspießen." So berichtet getreulich der Chronist. Von den Kriegerfrauen des flämischen Volksheeres aber wird erzählt, daß sie ihren Männern beim Abschied erklärten: „Sie wüßten, wenn sie zurückkommen würden, da wäre das Land frei, wenn nicht, dann wüßten sie, was ihnen zu tun bliebe." — Aus solchem altem flämischem Kriegergeschlecht und aus jener immer wieder kampfdurchtobten Landschaft kam Jan Acke und wuchs auch der Plan und die Arbeit seines jungen Verlagsunternehmens.

Der von tiefer Liebe zu seinem Volke wie zu einem großgermanischen Reich und seinem Führer Adolf Hitler erfüllte geistige Kämpfer und flämische SS-Mann, der immer wieder voll Ungestüm die Feder mit dem Schwert zu vertauschen und an der Ostfront seine heilige Überzeugung durch die Tat besiegeln wollte, ist dann mitten aus Kampf und Arbeit in der Heimat von feiger Mörderhand gefallen; der Feind, der sie gedungen, wußte nur zu gut, daß er diesen Gegner zu fürchten hatte, der sein Volk über alles liebte und es darum von jahrhundertealten seelischen und geistigen Fesseln zu befreien begehrte, der aber auch den weltanschaulichen Gegner in j e d e r Form und Tarnung genauestens kannte und inbrünstig haßte.

Im raschen Anlauf der ersten Jahre wurden so alte Pläne verwirklicht und immer neue geboren, deren Ausführung noch Jahre füllen wird. Mit den ausgeführten haben wir es hier zu tun. Wir wollen uns dabei heute nur an die B ü c h e r halten und die inzwischen schon zu den führenden und meistgelesenen Zeitschriften in Flandern zählenden Gründungen der „Devlag"-Monatsschrift und des Wochenblattes „Balming" in einem späteren Zusammenhang behandeln.

Indem er bewährte und sachkundige deutsche Freunde neben seinen flämischen zu Rate zog und zu Wort und Tat gelangen ließ, baute Jan Acke seinen Verlag, welcher von der nunmehr in enger Gemeinschaft mit führenden Reichsdienststellen wirkenden „Deutsch-vlämischen Arbeitsgemeinschaft" tatkräftig unterstützt wurde, zu einem geistig-weltanschaulichen Brückenkopf des heraufkommenden großgermanischen Reiches nach Westen aus; er blieb sich bei aller kämpferischer Leidenschaft aber immer der Tatsache bewußt, daß Kultur und Schrifttum, wie edle Gewächse dem Gärtner, ihrem Heger und Verleger viel Geduld und weitblickende Planung abverlangen. Das beste Zeugnis solcher echten flämisch-deutschen Zusammenarbeit im Geiste germanisch-europäischer Verantwortung geben einmal die so weitgeplanten wie zeitnahen Reihenunternehmungen und die illustrierten Bände, zum anderen die großartigen „Lesebücher".

In der aktuellen Schriftenreihe, die unter dem Titel „Der Krieg und seine Probleme" dem Zerstreuen des Nebels aus dem Süden und Westen und der entsprechenden Klärung des politischen Horizontes dienen, legte der Verlag der flämischen Öffentlichkeit in guten und preiswerten Übersetzungen aus dem Deutschen Bände vor wie Wilhelm von Kries „Strategie und Taktik der englischen Kriegspropaganda", Dr. Eduard Halm „Die Alliance Française — Der Weltbund des französischen Kulturimperialismus" und „Deutschland bricht die Blockade". Dazu kam dann das reichbebilderte Buch über „Generalfeldmarschall Rommel und der Feldzug in Nord-Afrika", das zumeist — außer einigen persönlichen und knappen Eindrucksschilderungen von Männern aus Rommels engster Umgebung — Rundfunk- und Presseberichte aus dem anglo-amerikanischen Feindlager auf das wirkungsvollste für sich selbst sprechen läßt.

Einen ganz neuen Typ des soldatischen Erlebnisbuches, das aus der Gemeinschaft einer Kampfeinheit geboren und in erster Linie als Erinnerungsgabe für deren Angehörige gedacht ist, aber später einmal zu den wertvollsten, weil unmittelbar echten Dokumenten dieses Krieges zählen wird, schuf der Verlag in der Buchreihe, die mit den Bänden „Sommer 1943 — Erinnerungsgabe für die SS-Panzer-Grenadier-Division ‚Das Reich'" und „Sommer 1943 — Erinnerungsgabe für die SS-Panzer-Grenadier-Division ‚Totenkopf'" vielversprechend eröffnet wurde. Die großformatigen Bildbände von rund hundert Seiten Umfang bilden die Gemeinschaftsarbeit der SS-Kriegsberichter jener Divisionen, deren Kommandeure ihnen den Geleitspruch

Digitized by Google

gaben. Jenem Sommer ohne Sondermeldungen und Fanfaren von 1943 wird einmal erst nach dem Endsieg sein heute noch stummer Ruhm zugesprochen werden. Dann werden auch diese soldatischen Dokumentenbände ihr Wort mitzureden haben.

Wenn im Anfang des Jahres 1944 endlich, nachdem eineinhalb Jahre früher bereits die Waffen-SS Flandern als selbständige Formation von der Reichsführung SS übernommen worden war, auch eine Hitlerjugend Flandern lebendige Wirklichkeit wurde, so ist das nur im Kampfe mit Schwierigkeiten möglich gewesen, zu deren innerer Überwindung ebenso die geistige Vorarbeit des Steenlandtverlages und seiner zahllosen Bücher, Broschüren, Flugzettel und Plakate neben der praktischen, kämpferischen wie volkspflegerischen Arbeit der Devlag (man denke nur an die großzügige Kinderlandverschickung, die Errichtung der Reichsschulen in Flandern usw.) das ihre beigetragen haben. Um auch zu der innerlich noch gesunden Jugend aus dem der volksfremden „Verfranschung" verfallenen Bürgertum durchzudringen, gab der Verlag einen hervorragend schönen Bilderband vom Leben und Treiben, von Sport und Spiel, aber auch vom tätigen Einsatz der deutschen Jugend des Führers heraus mit Zwischentexten in französischer Sprache unter dem Titel „Jeunesse Allemande", den Hildegard Tapken besorgte.

Es ist eine auf den ersten Blick erstaunliche Tatsache, die einem aber bei näherem Zusehen ihren tieferen Sinn offenbart: daß in Flandern, dem niedern Lande an der See und Bollwerk germanischer Kultur nach Westen, eine starke innere Anteilnahme am Leben und Schicksal des ostwärts gerichteten Finnland zu beobachten ist. So nennt der Flame Josef Theys sein mit 65 guten, meist ganzseitigen Photos bereichertes Buch „Das Land der Kalewala-Finnland-Vorposten der westlichen Kultur"; er hat das Land und seine Menschen auf einigen gründlichen Reisen in den Jahren 1919 und 1939 kennen und vor allem aus dem reichen Schatze seiner volkseigenen Kunst lieben und verstehen gelernt. Indem er sich die Kalewala, das heroische Nationalepos des finnischen Volkes, zum geistigen Führer wählte, hat der flämische Reisende den Weg zum Herzen und zum Verständnis gerade des nun seit fünf Jahren bewährten kämpferischen Finnland gefunden.

Ein ganzes Volk in seiner Geschichte und aus seiner Kunst als dem gestaltenden Prinzip seines Wesens in Wort und Bild zu erfassen, dieses hochgesteckte Ziel verfolgt auch Ferdinand Vercnocke in seiner Reihe flämischer Photobücher, die unter den drei Überschriften „Unsere Adelsbriefe", „Flandern in Not" und „Ein Volk tritt an" geplant sind und von denen die zwei ersten vor uns liegen. Wir begnügen uns heute nur mit dem Hinweis auf die großartig gelungene Bildgestaltung dieser beiden völkischen Themen, durch die der Dichter Ferdinand Vercnocke, den wir als den niederdeutschesten der flämischen Lyriker noch kennenlernen werden, am deutlichsten zu uns spricht.

Im Sommer 1918 während des vorigen Weltkrieges sandte der „Deutsche Studentendienst" als Kunstgabe für die Kameraden im Feld und in den Lazaretten die „Bilder und Bekenntnisse" von Philipp Otto Runge hinaus. Im vierten Jahre dieses zweiten Weltkrieges 1943 brachte nun der Steenlandtverlag eine bislang verborgene Kostbarkeit jenes germanisch-niederdeutschen Künstlers ans Licht der Öffentlichkeit, indem er — wie ein zukunftsträchtiges Sinnbild romantischen Suchens nach der natürlichen Einheit in der Vielheit der Erscheinungen — die einzigartig klaren und harmonischen Scherenschnitte von Pflanzen erstmalig in vorzüglicher Schwarzweiß-Wiedergabe abdruckte. Für Runge selbst bedeuteten sie eine Vorstufe für die aus tiefster religiöser Mystik entspringende Landschaftskunst. Wenn es dem Maler Runge hier vor allem darauf ankam, „die architektonische Festigkeit und Form der Pflanze aufzuspüren", so erkennen wir darin eben jene „architektonische Phantasie" am Werke, die — im Gegensatz zur bloß „mathematischen" — auch für Goethe als germanischen Dichter und Naturforscher kennzeichnend ist und die für eine neue fruchtbare Schau der Welt der Romantik wie vor allem Goethes (der übrigens an jenen Scherenschnitten seine helle Freude hatte und äußerte) heute den Ausgangspunkt bildet; einen Weg dorthin weist uns das gedankentiefe Goethe-Buch H. St. Chamberlains. — Wir sind dem Verlag, dem Herausgeber Paul Brockhaus/Lübeck und Dr. Erwin Wäsche, der das verständnisvolle und verständnisbereitende Nach-

Digitized by Google

wort schrieb, für ihre Schatzgräbermühen zu großem Danke verpflichtet. Die den ausgezeichneten ganzseitigen Wiedergaben der Scherenschnitte beigegebenen innigen Naturgesänge und Blumenlieder aus dem Füllhorn der romantischen Lyrik stimmen Gedanke und Gemüt des Betrachters auf den rechten Ton. —

Wenn wir das Gesicht dieses jungen und ebenso großzügig planenden wie unbeirrt und mutig schaffenden flämischen Verlages ein im tiefen Sinne „germanisches" nennen, so wird diese Erkenntnis durch nichts besser bezeugt als durch seinen, politische Tat und Wirklichkeit wie träumendes Erfassen und Gestalten des Weltganzen gleichermaßen umspannenden polaren Charakter, welcher in unserem Falle wiederum nichts anderes ist als der Ausdruck des leidenschaftlichen Willens seines Begründers, der Soldat und schauender Denker zugleich war.

So finden wir neben Broschüren, die brennende politische, soziale und kulturelle Tagesfragen behandeln, sorgsam gewählte und aus dem Traditionsbewußtsein der alten flämisch-niederländischen Druckergilden heraus mit handwerklicher Liebe und technischer Vollendung ausgestattete Gedichtbändchen, die seit 1943 als regelmäßige Veröffentlichungen etwa zehnmal in jedem Jahr erscheinen. Unter der Redaktion von René Verbeeck entstanden so keineswegs ästhetische Anthologien, sondern verantwortungsbewußt ausgewählte Gedicht-Zyklen je eines bestimmten Autors. Daß wir unter diesen „Blättern für die Dichtkunst" (flämisch) auch Gedichte von Gerhard Schumann in flämischer Übertragung treffen, zeigt die Richtung und den hohen Maßstab dieses verheißungsvollen Beginnens.

Einer anderen, dem geistigen und künstlerischen Brückenschlag gewidmeten Aufgabe dient die Sammlung „Ähren und Mohnblumen" (flämisch), wo der als feinfühliger Nachdichter aus dem Deutschen schon oft bewährte Jef Decroos dem flämischen Leser einen Querschnitt durch die neuere — und keineswegs nur gegenwärtige — deutsche Lyrik vorlegt von Max Dauthendey an über Binding, Paul Ernst, Hermann Claudius, Will Vesper und Dr. Owlglass bis zu Kolbenheyer, Leifhelm, Linke, Albert Mähl, Wilhelm Pleyer, Weinheber, Schirach und Schumann, um nur einige Namen von den etwa neunzig der hier vertretenen zu nennen. Uns scheint das Unterfangen, dessen Schwierigkeiten sich der Übersetzer bewußt war, in den Grenzen des Möglichen geglückt zu sein, so daß wir ihm als Wunsch „Ein Gleichnis" Goethes mit auf den Weg geben, das als Richtschnur und idealer Maßstab für alle echte Übersetzungskunst gelten möge:

„Jüngst pflückt ich einen Wiesenstrauß,
Trug ihn gedankenvoll nach Haus;
Da hatten von der warmen Hand
Die Kronen sich alle zur Erde gewandt.
Ich setzte sie in frisches Glas,
Und welch ein Wunder war mir das!
Die Köpfchen hoben sich empor,
Die Blätterstengel im grünen Flor:
Und alle zusammen so gesund,
Als stünden sie noch auf Muttergrund.
So war mirs, als ich wundersam
Mein Lied in fremder Sprache vernahm."

Als auf den vorläufigen Abschluß der lyrischen Veröffentlichungen des Steenlandtverlages soll — vor allem der niederdeutsche Leser — noch auf den Band „Seeland-Bilder und Gesänge" (flämisch) von Ferdinand Vercnocke aufmerksam gemacht werden, der in Empfindung, Rhythmus und Sprache der besten niederdeutschen Lyrik unserer Tage — mag sie nun in platt- oder hochdeutsches Gewand gekleidet sein — am nächsten steht, so nahe, daß hier eine künstlerische Übertragung oder Nachdichtung im Deutschen dringend erwünscht wäre. Albert Mähl etwa hat früher schon Proben einer solchen Kunst gegeben und würde uns hier einen neuen Beitrag zur geistig-seelischen Landgewinnung der beiden stammverwandten Völker liefern können.

Digitized by Google

Wie die deutsche Lyrik, so hat der Steenlandtverlag auch die deutsche Erzähl- und Novellenkunst der Gegenwart in preiswerten Bändchen, die ebenso vorzüglich in Auswahl wie Ausstattung von Jan Truyts besorgt wurden, dem flämischen Leser in der „Steenlandt-Bücherei" zugänglich gemacht, diesmal in originalem deutschem Gewande. Jedem der schmucken Bändchen ist ein etwa zehn Seiten umfassendes deutsch-flämisches Wörterverzeichnis lose beigefügt. Kleine Meisterwerke aber an Konzentration, Sachkenntnis, Kunstverstand und Darstellungsgabe stellen die je zwei Druckseiten füllenden „Einleitungen" des Herausgebers Jan Truyts dar. Aus den bisher vorliegenden zehn Bändchen seien Adalbert Stifters „Bergkristall", Grillparzers „Armer Spielmann" und Mörikes „Mozarts Reise nach Prag" genannt neben dem „Bamberger Reiter" von Helmut Paulus, der „Kleinen Welt am Strom" von Georg Britting, der „Letzten Kugel" von Herbert von Hörner und der „Reinerbachmühle" Heinrich Zillichs. — Hier breitet sich noch ein weites Feld aus für Entdeckungen und Eroberungen aus dem neueren deutschen Schrifttum.

In einer anderen Buchreihe, die größere Erzählungen so flämischer wie deutscher Dichter aus alter und neuer Zeit in flämischer Sprache zu neuem Leben erweckt, wird nicht nur der flämische, sondern auch der deutsche Leser, der sich des so anheimelnden und im Wortschatz dem Mittelhochdeutschen noch so verwandten und reichen Flämisch-Niederländischen mächtig fühlt, die unerwartetsten und schönsten Überraschungen erleben. So etwa in der „Denkwürdigen Beschreibung der ostindischen Reise" des Kapitäns Bontekoe aus den Jahren 1618 bis 1624, die in ihrer Abenteuerlichkeit und frommen Einfalt aus dem Munde des Grimmelshausenschen Simplex kommen könnte. Erstaunlich bleibt daran nur, daß ein solches im schönsten Sinne volkstümliches Buch bisher so unbekannt und — unübersetzt bleiben konnte. Ähnliches gilt von Reimond Stijns Roman „Rauhe Liebe", neben dem wir auch noch sein aus echtem flämischem Volksgeist geschriebenes und von fremder Art und klerikalen Einflüssen noch so unverstelltes „Armes Flandern" in baldiger Zukunft begrüßen möchten. Wir nennen aus dieser wahrhaften „Volksreihe" (flämisch) noch kurz einige Namen: „Der Schutzwald" von Josef Oberkofler, „Die Herberge zur ewigen Liebe" von Walter Vollmer, von Sylva De Jonghe, dem bedeutendsten flämischen Kolonialschriftsteller, „Wahnsinn in den Tropen" sowie von Damien Sleeck die kraftvolle Seefahrergeschichte „Im Schifferquartier".

Eine dritte Buchreihe, die mit gründlicher Sorgfalt und großer Liebe dem „Deutschen Drama in Flandern" dient und die außer umfangreichen sachlichen Einführungen, genauen Literaturangaben sowie Regiebemerkungen des bekannten flämischen Dramaturgen Joris Diels einen zweisprachigen — deutsch und flämisch einander gegenüberstellenden — Abdruck der gewichtigsten Werke des deutschen Bühnenschrifttums herausgibt, eignet sich gleichermaßen zum gründlichen Studium des Lesers wie für die Hand aller am und für das Theater Schaffenden. Die Reihe brachte bisher u. a. Goethes „Urfaust", Schillers „Kabale und Liebe", Kleists „Zerbrochenen Krug" und Hebbels „Genoveva". Wir hoffen, hier noch manchem unserer großen Dramatiker zu begegnen und so die Aufmerksamkeit der flämischen Bühne auch auf die Werke eines Paul Ernst, eines Wilhelm von Scholz usw. hingelenkt zu sehen, wobei man eine zweisprachige Ausgabe von Cyriel Verschaeves „Jakob van Artevelde" nicht vergessen sollte.

Indem wir die verdienstliche Erschließung des deutschen und europäischen Märchenschatzes im bebilderten und verlockend ausgestatteten Bändchen sowie die Einzelbände der jungen flämischen Erzähler, vor allem aber die einzigartige Monographie der Stadt Brüssel „Stadt ohne Antlitz?" von Peter Mennicken (in deutscher und in flämischer Sprache) und noch so manches andere Werk, das in deutscher Fassung erschien, bei einer späteren Gelegenheit zu würdigen versprechen, muß zu guter Letzt noch auf die schon angekündigten großen „Lesebücher" ein Blick geworfen werden.

Daß es mit zu den bisherigen deutschen Unterlassungssünden gehört: den übrigen Völkern Europas noch kein „Lesebuch des deutschen Volkes" vorgelegt zu haben, aus dem sein geistiges Antlitz so unverstellt und großartig dem Leser ent-

Digitized by Google

gegenblickt, wie etwa aus den Denkmälern in Stein und Farbe und vor allem der Baukunst — ist auch eine Erkenntnis, die man gewinnt, wenn man in dem 368 Druckseiten starken Foliobande zu blättern beginnt, den J. Truyts und J. Verdonck unter dem Titel „Der Born — Lesebuch deutscher Dichtung" zusammenstellten und das uns der Steenlandtverlag jetzt auf den Tisch legt. Wir besitzen zwar eine Menge guter literaturgeschichtlicher Lesebücher und vorzügliche „Anthologien" vor allem aus dem Reichtum deutscher Lyrik, aber immer noch kein schlichtes Lesebuch deutscher Dichtung, das auch wirklich lesbare Stücke in Prosa und Vers einfach nach dem Leitworte „Was ist deutsch" zusammenfügte. Der einzige Josef Hofmiller, der diese schmerzliche Lücke in unserem Schrifttum seit langem in ihrer ganzen kulturpolitischen Tragweite erkannte und dessen Pläne und Entwürfe dazu bei keinem deutschen Verlage ihre Verwirklichung finden konnten, forderte in einem Freundesbriefe „ein Deutschlandbuch, das als Schulausgabe auf der ganzen Welt gelesen wird, ein Deutschlandbuch, in dem Martin Luther vorkommt und Meister Eckhart, Bismarck und Hans Thoma, Johann Sebastian Bach und Beethoven, Schiller, Mörike, Math. Claudius, aber auch Krupp und Lilienthal; das ganze Deutschland soll es sein"!

Und nun haben zwei flämische Lehrer am Athenäum in Deurne und ein flämischer Verlag in Brüssel diese Aufgabe angepackt, und wir stehen, staunend und beglückt, vor dieser geistigen Welt in ihrer Fülle, Kraft, Innigkeit und unaussprechlichen Vielfalt. Man weiß wahrhaftig nicht, wo man beginnen und wo aufhören soll mit Blättern und Lesen, angefangen beim Heliand und Hildebrandslied, dem Heinrich van Veldeke (der noch beiden: dem flämischen und deutschen Schrifttum gemeinsam gehörte!), dem Meier Helmbrecht, der Mechtild von Magdeburg, jener gottestrunkenen Schwester der flämischen Hadewijch.

Bei den zahlreichen mittelhochdeutschen Texten, die meist in der Originalfassung mit kurzen Fußnoten und in einer unserem heutigen Lautempfinden angepaßten Schreibart (die noch weitergehen müßte etwa durch Großschreibung aller Hauptwörter usw.) abgedruckt wurden, erleben wir es in dankbarer Überraschung, daß jenes Mittelhochdeutsch, das wir auf der Schulbank mühsam aus Grammatik und Wörterbuch uns zu entziffern mühten, für den deutschen Leser ebensowenig eine „Fremdsprache" bedeutet wie etwa das Flämisch-Niederländische.

Aber der Band umfaßt ja auf dem verhältnismäßig engen Raum von 368 Seiten wirklich das ganze deutsche Schrifttum bis in die unmittelbare Gegenwart, nicht zahlenmäßig wie ein Lexikon, indem er jeden bedeutenden deutschen Dichter zu Worte kommen ließe — eine Unmöglichkeit auch bei vielfachem Umfange! —, sondern einfach in der Erfassung des Wesentlichen. Daß ein solches Wagnis zwei flämischen Herausgebern gelingen konnte, muß dem immer ein Rätsel bleiben, der nicht um die unterirdische Macht jenes uralten und in unserer Zeit wieder sieghaft aufrauschenden Kräftestromes weiß, den wir in seiner politischen Erscheinungsform als „Reichsidee" bezeichnen.

Wenn wir als Abschluß des kurzen Hinweises noch einige Wünsche vorbringen, die in der ersten Auflage unerfüllt blieben, so möchte das weniger Kritik als unsere Dankbarkeit bezeugen: wir wollen das Wort „Dichtung" im Buchtitel festhalten und nur seine Bedeutung ausgeweitet oder vielmehr auf ihren Ursprung zurückgeführt wissen (wir verweisen etwa auf die diesbezüglichen Ausführungen und den umfassenden Wortgebrauch bei H. St. Chamberlain!); dann gehörten in die nächste Auflage neben die Stimme eines Joh. Seb. Bach und Beethoven, Bismarck, Hans Thoma und Krupp, die Hofmiller schon einbeziehen wollte, auch die eines Moltke, Clausewitz, Richard Wagner (als Prosaschriftsteller etwa mit seinem „Beethoven"), Philipp Otto Runge, Werner von Siemens — um andeutend nur einige zu nennen — und nicht zuletzt die Stimme eines Adolf Hitler.

Der gleiche Verlag, der uns das „Lesebuch deutscher Dichtung" schenkte, ließ daneben von Bert Ranke und René Verbeeck ein flämisches Gegenstück besorgen: „Erbgut — Lesebuch zur Geschichte unseres Schrifttums zum Gebrauche in Mittel- und Normalschulen", das für die Schüler der höheren Klassen bestimmt war und eine bisher vorhandene Lücke ausfüllen sollte. Der 640 Seiten starke Band

Digitized by Google

ist jedoch viel mehr, als sein Titel verspricht; von seiner Bedeutung für das flämische Volk wie auch besonders für den deutschen Leser und Schrifttumskundigen soll in anderem Zusammenhange ausführlicher gesprochen werden. Hier sei nur kurz noch von dem Schicksal der beiden großartigen und wirklich epochemachenden Lesebücher die Rede, das kein gewöhnliches genannt werden kann, da es aufs klarste und — wie das so tiefe und reine Gewässer zu tun pflegen — auch in schonungsloser Ehrlichkeit die kulturpolitischen Zustände in Flandern wiederspiegelt. In diesem Lande muß nämlich der flämische Mittelschüler, dessen Vater vielleicht als SS-Mann an der Ostfront kämpft, während sein Bruder im Reich für den deutschen Endsieg und die Rettung Europas als Arbeiter seine ganze Kraft einsetzt, im Unterricht aus den heute noch wie im Jahre 1939 und vorher schon vom belgischen Unterrichtsministerium empfohlenen und beibehaltenen Lesebüchern erfahren, daß — nicht ein Paul Ernst, Hans Grimm, Gerhard Schumann, Josef Weinheber usw., sondern ein Thomas Mann, Lion Feuchtwanger und wie die übrigen literarischen Juden und Judengenossen alle heißen, die geistigen Repräsentanten des Deutschen Reiches der Gegenwart darstellen. Jene einzigartigen Lesebücher aber liegen derweilen in Tausenden von Exemplaren in den Kellern der Druckerei schon seit langem bereit, endlich ihren Weg in die Hände und die Herzen der flämischen Jugend anzutreten. Habent sua fata libelli ...

Fritz Peuckert.

Digitized by Google

25 Jahre Städtische Bühne Bochum

Für die Haltung der westdeutschen Bevölkerung und für ihre Einstellung zum deutschen Theater im Kriege war es bezeichnend, daß beide Festvorstellungen aus Anlaß des 25jährigen Bestehens der Bochumer Bühne durch Fliegeralarm unterbrochen wurden und daß dessen ungeachtet, einmal sogar nach 2½ Stunden Unterbrechung, die Vorstellung zu Ende geführt wurde, ohne daß sich die Zahl der Zuschauer wesentlich verringert hätte. Das ist auf der einen Seite ein Beweis für die Haltung der deutschen Rhein- und Ruhr-Bevölkerung an sich, zum anderen aber zeigt es, wie sehr gerade die Bochumer Bevölkerung ihrem Theater verbunden ist. Der Name Bochum ist seit Jahren ein Begriff im deutschen Theaterleben. Dies ist nicht zuletzt das Verdienst des Leiters der Städtischen Bühnen Bochums, Intendant Prof. Dr. Saladin Schmitt, der seit 25 Jahren an der Spitze des Hauses steht. Da Prof. Dr. Schmitt in diesen Tagen gerade seinen 60. Geburtstag feiern konnte, war der Festakt für ihn ein doppelter.

Zu einer feierlichen Stunde versammelten sich am Sonntagmorgen mit Gauleiter Hoffmann die theaterliebende Bochumer Bevölkerung, um Prof. Schmitt und seine Schöpfung zu ehren. Der Oberbürgermeister von Bochum, Hesseldieck, gab eine Reihe von Ehrungen bekannt, vor allem wurde Prof. Dr. Schmitt durch Verleihung des Ehrenbürgerbriefes der Stadt Bochum geehrt. Außerdem hat sich die Stadt Bochum zu einer Saladin-Schmitt-Stiftung in Höhe von RM. 500 000 entschlossen, die den Zweck hat, notleidende Künstler zu unterstützen und den künstlerischen Nachwuchs zu fördern.

Die Festrede hielt der Reichsdramaturg Ministerialdirigent Dr. Rainer Schlösser, der am gleichen Tage zum Ehrenmitglied der Bochumer Bühne ernannt wurde, weil er die großen Planungen der Städtischen Bühnen, vor allem die zyklischen Veranstaltungen immer mit Rat und Tat unterstützt hat. In einer mit viel Humor gewürzten formvollendeten Rede zeichnete Dr. Schlösser ein Bild des Menschen und Künstlers Saladin Schmitt. Er hob hervor, daß seine Tätigkeit als langjähriger künstlerischer Leiter vor allem mit dem Vorurteil aufgeräumt, daß ein Doktor nicht gleichzeitig Künstler sein könne. Wenn das Theater oft unter den mehr oder weniger zutage tretenden Zwiespalt zwischen Geist und Mimos zu leiden habe, so habe Saladan Schmitt den Beweis für die glückliche Synthese beider Pole des Theaters geliefert. Ein besonderes Wort widmete Rainer Schlösser noch dem idealen Zusammengehen zwischen Saladin Schmitt und seiner Stadtverwaltung, vor allem wurde hierbei des Mannes gedacht, der Saladin Schmitt berufen hatte und ihm jahrelang ein verdienstvoller Förderer war, des Stadtrates Wilhelm Stumpf, der jetzt im Ruhestand lebt. Dr. Schlösser zeigte, daß hier ein Fall vorgelegen habe, wie er sich für die deutschen Theater überhaupt als beispielhaft auswirken müßte. Denn nur das positive Zusammengehen zwischen den verantwortlichen Stellen bei Anerkennung aller wesentlichen persönlichen Werte könne dem deutschen Theater auch in der Zukunft die notwendige Kraft verleihen.

Prof. Dr. Schmitt brachte in einer längeren Rede, in der er vor allem den Dank an seine Mitarbeiter, in erster Linie an seine langjährigen künstlerischen Mithelfer Willi Busch und Gerhard Meinecke weiter gab, seinen Dank für die zahlreichen Ehrungen zum Ausdruck und versprach, mit ganzer Kraft dafür Sorge zu tragen, daß in dem Begriff Bochum keine Stagnation eintrete. Prof. Schmitt hielt es für seine Pflicht, auch die Theater der Nachbarstädte zu würdigen, die ja zu allen Zeiten auch eine große künstlerische Kraft ausgestrahlt haben. In vielen, oft von anekdotenartigem Reiz gewürzten kleinen Szenen schilderte Prof. Schmitt Menschen und Episoden des Bochumer Theaters und gab die Ernennung von vier langjährigen verdienten Mitarbeitern zu Ehrenmitgliedern der Bühne bekannt. Dies sind: Viktor Ahlers, der jetzt als Oberspielleiter in Dresden wirkt; Walter Thomas, jetzt stellv. Direktor des Deutschen Theaters in Berlin; Liselotte Schreiner, jetzt Volksbühne, Berlin; Horst Caspar, jetzt Schillertheater, Berlin, und Burgtheater, Wien.

Die Feier wurde von der Weihe des Hauses" van Beethovens und dem „Meistersinger-Vorspiel" von Wagner unter der Leitung von Klaus Nettstraeter

Digitized by Google

umrahmt. Außerdem sprach Heidi Kuhlmann einen Prolog, den der Dichter Wilhelm von Scholz zu Ehren dieses Hauses geschrieben hatte.

Die Festaufführungen brachten im Sinne der großen Verpflichtung, die sich die Bochumer Bühnen immer dem klassischen Werk gegenüber gestellt hatten, Goethes „Iphigenie" und Grillparzers „Ein treuer Diener seines Herrn". Beide Aufführungen waren von Prof. Saladin Schmitt inszeniert worden, sie brachten in konzentrierter Form das zum Ausdruck, was in 2½ Jahrzehnten in Bochum erstrebt und erreicht worden ist: eine Gestaltungsform des klassischen Werkes in einer künstlerischen Inszenierungsweise, die dem Werk in jeder Weise gerecht zu werden versteht. Johannes Schröder als Bühnenbildner war auch hier, wie so oft, der getreue Helfer des Intendanten.

So seltsam es erscheinen mag, heute Feste zu feiern, so richtig war es hier gerade im Hinblick auf die schwere Zeit, die in besonderem Maße der Westen Deutschlands heute durchzumachen hat, in kurzen Tagen der Besinnung der Männer zu gedenken, die hier Entscheidendes geleistet haben und die gerade in einer Stadt der Arbeit, wie es Bochum ist, den Beweis geliefert haben, wie sehr der deutsche Mensch der deutschen Kultur und Kunst zugetan ist in dem sicheren Bewußtsein, daß diese Kraftquelle unseres Volkes nie und nimmer versiegen darf.

Karl Künkler.

Göttinger Woche „Vom klassischen Geist der Deutschen"

Es gibt immer wieder Stimmen, die eine Anlehnung an das klassische Kunstideal als undeutsch verdächtigen. Und es wäre tatsächlich eine ernste Gefahr, wenn wir in einer Zeit der Selbstbesinnung wie der augenblicklichen, unser eigenstes germanisches gotisch-romantisches Stilprinzip über einem klassizistischen Formalismus vergessen würden. Wenn das Stadttheater Göttingen in diesem Jahre zum zweiten Male eine Woche „Vom klassischen Geist der Deutschen" beging, so kann hier also wohl kaum eine Nachahmung der Antike gemeint sein.

Bei der immer in Kreisen unseres Volkes vorhanden gewesenen ehrwürdigen Bewunderung des uns durch eine Vielheit von Renaissancen überkommenen und nahe gebrachten antiken Erbes ist mehr herausgekommen als eine bloße Kopie. Vielleicht lag das daran, daß, wie wir heute wissen, wir in der griechischen Kunst ja nicht ein uns artfremdes und -fernes Ideal aufstellten, sondern, daß sich darin derselbe nordische Geist in einer anderen Variante offenbarte, der auch in unseren germanischen Schöpfungen seinen Niederschlag fand, so daß nur eine mißleitete Deutschtümelei sich gegen ein solches Vorbild empören konnte. Freilich eben unter der Bedingung, daß man nicht sklavischer Nachahmung verfiel. In den besten Schöpfungen dieses klassischen Geistes der Deutschen hat sich, wie Professor Moser es in Göttingen in einem Vortrag über „Die Antike und die deutsche Musik" nachwies, eine Synthese aus der germanischen Betonung des Gehalts und dem romanischen Willen zur Form ergeben: dort, wo wir fühlten, waren wir Romantiker, dort, wo wir formten und gestalteten, haben wir uns der klassischen Formstrenge bedient.

Der Rektor der Göttinger Universität, Prof. Drexler, wies in seinem Eröffnungsvortrag über „Die Antike als ewige deutsche Aufgabe" darauf hin, daß die Griechen uns nicht in den Inhalten und Formen ihrer Kunst und Philosophie, also als bloßes Bildungsgut, Vorbild sein können, sondern in einer grundlegenden weltanschaulichen Entdeckung: darin, daß die Griechen den Menschen und sein Geschick aus der Dämonologie entbunden und ihn allein an die Physis gebunden haben, an das Eingeborene, natürliche Gesetz. Die Physis ist das Natürliche schlechthin, aber nicht das Kreatürliche, sondern in den Logos erhobene, ans Transzendentale gebundene Natur. Die Helden der griechischen Tragödie sind zwar Menschen, aber heroisierte Menschen. Die klassische griechische Weltanschauung ist, wie die unsere, nicht dämonologisch, auch nicht orthodox, aber auch nicht liberalistisch oder nihilistisch. So ist das klassische Kunstprinzip ebenso fern von starrer Klassizität wie von Naturalismus.

Diesem Prinzip ist die klassische deutsche Kunst treu geblieben: man

Digitized by Google

übernahm Stoffe, man übernahm Formen, — was daraus in der Verschmelzung mit deutschem Geist und deutschem Gefühl wurde, war immer modern und eigenständig. Schiller nannte Goethes „Iphigenie" „merkwürdig ungriechisch und modern", und das könnte man von allen in der Göttinger Woche zur Aufführung gekommenen Werken behaupten. Schon allein die tiefgreifenden Unterschiede, die diese Werke voneinander trennten, beweisen, daß deutsche Klassik nie Klassizismus war, denn in diesem Falle würde die Ähnlichkeit der einzelnen Werke untereinander viel größer sein, ihr Charakter schablonenhafter.

So viele Dramen, so viele Zeitspiele und dichterische Individualitäten versuchten sich am klassischen Form- und Stofferbe. Gleich der erste Abend zeigte das Licht der Antike in einer doppelten Brechung: in Strauß's „Ariadne auf Naxos" ist der antike Mythos einmal durch das Medium des klassischen französischen Theaters (Moliere: Le Bourgeois Gentilhomme), später durch die spielerische Anempfindung Hugo von Hoffmannsthals, gegangen.

In „Gyges und sein Ring" trifft sich dann die Gradlinigkeit des antiken Tragödienaufbaues mit der kristallischen Struktur Hebbelscher Gedanken, während die fast akrobatische seelische Ausbalancierung als typische Erscheinung des 19. Jahrhunderts diese Klassizität von Innen her fast zu sprengen droht.

Mit einer Bearbeitung (Charlotte Birnbaum) des „Schiedsgericht" von Menander flicht sich wirklich antike Dramatik in den Reigen, wobei allerdings das überlegene Lächeln der feinsinnigen Bearbeiterin aus dem Spiel manchmal ein Spiel mit dem Spiele macht.

In Robert Hohlbaums „Patroklos" tritt dann eine dramatische Schöpfung allerjüngster Prägung auf den Plan, die in ihrer Thematik, der Frage nach der Selbstherrlichkeit einer Führerpersönlichkeit oder seiner Gebundenheit an die Gemeinschaft unverkennbar den Stempel unserer Tage trägt.

Christian W. von Gluck scheint sich deshalb mit am stärksten unserer Vorstellung vom Antiken zu nähern, weil seiner Musik alle Farbe, alles Charakterisierende fehlt, weil er alles Theatralische, Wirkenwollende ablehnt, weil diese Musik Ethik sein will und ist. Sie baut sich auf gradlinigen, schlichten Klangsäulen auf wie griechische Tempel.

Mit Sophokles „Antigone" war man dann wirklich im antik-klassischen Bereich, der in der Übersetzung Hölderlins bestimmt seinen besten Mittler gefunden hat.

Aus G. F. Händels heroisch-komischer Oper (schon die Gattungsbezeichnung ist so wenig in der Antike wie in unserer Zeit denkbar) „Agrippina" weht uns wieder der Geist des Zeitalters des Sonnenkönigs an, nur Namen und Konfliktstellung sind der antiken Geschichte entliehen, das Ganze erscheint mehr wie eine heitere barocke Paraphrase eines antiken Stoffes.

Die „Sappho" gilt als Grillparzers „klassischste" Tragödie, — Robert Hohlbaum hatte die Problemstellung in einem Vortrag über „Grillparzer und die Antike" gerade für diesen Dichter besonders beleuchtet. Aufnahme und Erfolg dieses in Handlung, Konflikt und Charakterisierung so schlichten und bei aller Strenge anmutsvoll schönen Werkes bestätigte seinen einstmaligen Uraufführungserfolg. Doch auch hier kündet das Thema von der Frau, die ihren ureigensten weiblichen Aufgabenkreis verlassen hat und sich zur geistigen, zur Männerwelt bekennt, von modernen Gedankengängen, rückt die Heldin in die Nähe von Hebbels Rhodope und Mariamne und läßt die Probleme der Frauenemanzipations-Dramatik vorausahnen.

Das Theater einer Stadt wie Göttingen, in der das „Akademische" das schlechthin beherrschende Element ist, darf es wagen, Stücke, die solche Anforderungen und Voraussetzungen an den Zuschauer stellen, in seinem Spielplan in den Vordergrund zu stellen und sie mit berechtigtem Stolz in einer Aufführungswoche auch einem weiteren interessierten Publikum vorzuführen. Und die eben kurz skizzierte tiefe Unterschiedlichkeit der Werke, die nur durch den von verschiedenen Richtungen her sich ergebenden Berührungspunkt mit der Antike einen gemeinsamen Nenner haben, zeigte sich auch in der Skala der Inszenierungsstile.

Es kann kein Zweifel darüber sein, daß das Stadttheater Göttingen das klassisch-statuarische Prinzip gepflegt und es in diesem Stile zu einem beträchtli-

Digitized by Google

chen Niveau gebracht hat. Davon zeugten in erster Linie die „Antigone", die „Iphigenie auf Aulis" und — ein wenig ins Bewegtere gewandelt — „Gyges und sein Ring" und „Patroklos". Am reinsten deckten sich wohl Aufführungs- und Werkstil bei der „Iphigenie auf Aulis" (Insz. Int. Hans K. Friedrich). Hier war das statuarische Prinzip schon durch die Musik bedingt und wirkte auch angenehmer als die vom Schauspielerischen gesehen oft unzulängliche pathetische Gestik der Oper. Um den Opernchor, der ja nach antikem Vorbild eigentlich sprachlicher und mimischer Spiegel des Geschehens sein soll, von dieser Aufgabe, die er oft nur unzureichend erfüllt, zu entlasten, hatte man ein Gefolge der „Iphigenie" geschaffen, drei Mädchen, die mimisch und gestisch mit fast tänzerischen Bewegungen den Rahmen für das Erleben und Erleiden der „Iphigenie" bildeten. Man glaubte, praktische Darstellungen zur Hogarthschen Schönheitslinie zu sehen.

In der Inszenierung der „Antigone" (Insz. Heinrich Buchmann) war das Statuarische so auf die Spitze getrieben, daß aus der gebändigten Leidenschaftlichkeit des sophokleischen Werkes manchmal Leidenschaftslosigkeit zu werden drohte. Die Gesten waren oft so sparsam, daß sie in ihrer Vereinzelung nicht als von innen heraus diktiert, sondern wie auf das Kommando eines unsichtbaren regens ludi zu erfolgen schienen. Nur der Darsteller des Kreon (Wilhelm Meyer-Ottens) brachte mit stärkeren Ausbrüchen die Glut wahrer Leidenschaft in das Spiel.

Das Göttinger Theater verfügt über eine Anzahl ausgezeichneter Sprecher und legt Wert auf die Pflege eines klassischen Sprechspieles, doch darf der Wille zu Deutlichkeit in Klang und Sinn nicht zu allzu langsamem Sprechen und zur Zerdehnung der Sätze führen. Der Darsteller des Hämon (Siegfried Fetscher) schlug dieses langsame Tempo auch manchmal im „Gyges" an, welches Werk sonst ebenso wie Hohlbaums „Patroklos" durch das sehr starke vitale Temperament Heinrich Buchmanns (Kandaules, Achill) getragen und vorwärts gerissen wurde. Den besten Leistungen dieser Reihe stellte sich die ausgezeichnete Aufführung der „Sappho" (Insz. Rudolf Joho) durch das Braunschweigische Staatstheater würdig an die Seite. In Hella Kaisers „Sappho" waren tatsächlich die fast das Maß sprengende Leidenschaft der reifen Frau und die ideale harmonische Gemessenheit von Griechenlands größter Dichterin zu einer Einheit verschmolzen.

Jedoch ist ja das Apollonische nur eine Seite der antiken Klassik. Friedrich Schlegel entdeckte das dyonisische Element in der Antike, entdeckte Aristophanes und auch auf dieser Linie brachte es das Göttinger Theater zu mindestens ebenso guten Leistungen. Hierher gehören die Buffo-Partien der „Ariadne auf Naxos" (Insz. Fritz Dittgens), die in dem Quintett der Zerbinetta und der vier Commedia del' Arte Figuren, einem getanzten burlesken Liebeslied, gipfeln. Hierher gehört das Menandrische Lustspiel mit seinen erstaunlich gelungenen eingelegten bacchantischen Ballettszenen (Inszen. Hans K. Friedrich). Hierher gehört die kultivierte und interessante Inszenierung der „Agrippina" (Inszen. Dr. Max Bührmann) mit all den galanten Kniefällen, Verbeugungen, Knicksen und den wiegenden Tanz-Pas, die die Gesangspartien begleiteten und verknüpften. So wurde man auch der anderen, der heiteren Ausprägung des klassischen Geistes gerecht.

Die Darbietungen der Göttinger Woche „Vom klassischen Geist der Deutschen" zeigen, daß es uns im Laufe der deutschen Theatergeschichte immer wieder gelungen ist, der Gefahr, die jede Anlehnung an die antike Klassik in sich birgt, zu entgehen: der Gefahr nämlich, Klassizismus zu werden. Wie in der Baukunst selbst bei der äußersten Annäherung an die Antike, etwa bei Schinckel, deutsch-preußischer Geist sich offenbart, so bricht sich auch auf dem Theater von Händel bis zu Hohlbaum immer wieder das Wesen germanischer Dramatik Bahn und zeitigt so nur eine Bändigung und Mäßigung, nicht aber eine Überfremdung des nordisch-romantischen Stilprinzips.

Dr. Elisabeth Frenzel.

Digitized by Google

Kunst aus germanischer Zeit

Zu Sutermeisters „Romeo und Julia" in der Berliner Staatsoper.

Als das Judentum in der Musik, das Richard Wagner vor bald hundert Jahren mit völkischer Beherztheit zu entlarven begann, an die Unterhöhlung der deutschen wie der europäischen Kultur ging — eine Untat, zu der erst das Assimilationsjudentum imstande war —, griff es die Urkräfte der Musik an. Die Seele, die Melodie und den Geist, die Harmonie. Das dritte Prinzip, den Rhythmus, verjazzten die Juden in der talmudischen Erkenntnis, daß das Einreißen auch des letzten Gesetzes der Musik selbst den letzten, gutgläubigsten Hörer aus dem Tempel treiben würde.

Es ist eine völkische Erkenntnis, daß die Melodie die Seele der Musik ist. Wir haben ihrer erst bewußt werden, dann zu ihr zurückfinden müssen. Die rassischen Merkmale gerade der Melodie sind durch Eichenauer allmählich erkannt worden; ob sie als Volkslied auftritt, ob sie als Kunstwerk von der Fuge bis zum durchgestalteten Lied (irreführend Kunstlieder genannt) und bis zur Oper erscheint, immer werden wir die Melodie als den eigentlichen rassischen Ausdruck eines Volkes finden, sowohl die italische, die romanische Melodie z. B. als die germanische besitzt eine andere Haltung, andere Lebensfunktionen. Das wahrhaft germanische Kunstwerk kennt die Melodie nicht als Zierat, sondern als schöpferische, zeugende, treibende Kraft. Sie ist weder Beiwerk noch bloßer Klang, sie deutet und bedeutet, aber zugleich birgt sie ein absolutes Maß, einen Wert an sich. Nicht das — gewaltige — Geheimnis der Form bei Wagner, die der Hörer im Erleben ja kaum überblickt, birgt das Geheimnis der Wirkung, sondern die völkische und also auch volkstümliche Unverkennbarkeit und Prägekraft der Wagner-Melodie; nicht die Kunst der Bachschen Fuge begründet ihre Macht über die Menschen, sondern das So-und-nicht-anders ihrer Themen-Melodie.

Als vor über zwei Jahren die Oper des jungen Schweizers Heinrich Sutermeister, „Romeo und Julia", im Reich ihre ersten Aufführungen fand, wurde deutlich, daß das germanische Kunstwerk mit der Melodie als schöpferisch-zeugender Seele in diesem Werk eine neue Bestätigung gefunden hatte.

Eine Ästhetik der Kunst, wenn sie in der gegenwärtigen Umwertung aller Werte als sittlich und kulturell notwendig ihre Geltung behalten oder vielmehr wiedergewinnen soll, wird das Wesen der schöpferischen Melodie im germanischen Kunstwerk zu erkennen haben und gegen ihresgleichen wie gegen die geringeren Geister (den Schlager vor allem) abgrenzen müssen. Sie ist werknotwendig, untersteht dem Gesetz der Schönheit, ist unbanal und oft nicht einmal oder auch nicht sofort ohrenfällig. Die dramatische Notwendigkeit der echten Verdi-Melodie gilt uns als Beweis für das germanische Langobarden-Blut des Meisters von Roncole. Sie hat in Sutermeisters Opernwerk eine ihrer stärksten jungen Ausstrahlungen erhalten.

Melodie ist also mehr als eine gefällige Tonfolge von mehr oder weniger Wohlklang; sie bildet darüber hinaus eine völlige Einheit mit ihrem harmonischen Gewebe, mit dem Text, mit der Handlung, den Charakteren, der dichterisch-dramatischen Umwelt, zu der sie gehört. (Wir erinnern an August Wewelers gültige Begriffsbestimmung der Melodie in seiner Kampfschrift „Ave musica".)

Diese Eigenschaft besitzt die Melodie Sutermeisters. Daß die Notwendigkeit der schöpferischen Melodie bei ihm keine Unterstellung ist, hat er selbst bezeugt, denn er sprach einmal davon, „wie sehr der Kampf um den melodischen Einfall im Vordergrunde steht", und bezeichnet sein Werk als „Melodie- und Belcanto-Oper". (Wobei wir den Ausdruck Belcanto nicht als Ausdruck des italienischen Musikstils und Rasseausdruck nehmen dürfen.)

Sutermeisters „Romeo" ist im wesentlichen Shakespeares „Romeo", allerdings „verdichtet", wie Sutermeister es nennt, verwesentlicht, so daß alles Hell-Dunkel auf die Tragödie der Irrungen fällt, die dann den Liebenden den Tod bringen — nicht die Feindschaft der beiden Väter.

Im allgemeinen gilt als Gesetz, daß die Handlung durch einen mehr oder weniger melodiehaltigen Sprechgesang

Digitized by Google

vorangetrieben wird, das Rezitativ, während die Arie, das Lied, Wagners „unendliche Melodie", dem Seelischen gehört. Sutermeister brauchte mehr Raum für die Seele als Shakespeare ihm gab; also verzichtete er auf Shakespeares Figurenbeiwerk und erfand einen eigentlich zeitlosen Chor von Liebenden, der Sonette Shakespeares oder der Shakespearezeit singt. In dieser Bestätigung der beiden Melodieträger durch acht gültige Stimmen sichert Sutermeister von vornherein die Herrschaft der Melodie. Zu diesen acht Stimmen, in denen wir ohne Gewaltsamkeit die Töne der melodiegeheiligten Oktave erkennen mögen, fügt der Komponist mit ungewöhnlichem Ahnungsvermögen als weitere Melodieträger Stimmen der Nacht und Stimmen aus der Tiefe, die für den Ablauf der rein gegenständlichen „Romeo"-Handlung gar nicht notwendig sind und also ein weiterer schöpferischer Reichtum.

Es handelt sich für Sutermeister nicht darum, die Shakespearesche Dramatik mit Musik, melodiehaltige Musik, zu durchsetzen, sondern aus ihr heraus zu musizieren, das scheinbar Epische durch die lyrische Melodie zu überwinden. Sutermeister hat vor über zwei Jahren die Berliner Aufführung einer Orchester-Suite aus Melodie-Elementen seiner Oper mit einem Vorwort begleitet, das eine Anklage gegen alles darstellt, was in der jüdischen Entartung unter den Vorzeichen von Atonalität und Jazz als Mode auftrat und nichts als Zeitkrankheit, Spekulation, verkannte, getarnte, abgeleugnete Gefahr war. Sutermeister, der sein Werk noch vor dem 30. Jahre schrieb, hat in einem einzigen Satz jener Erklärung in eigener Sache die ganze Frage nach dem Ethos der Melodie zum Thema erhoben und in seiner Musik nach guter Musikerweise durchgeführt.

Wir notierten am liebsten einige von diesen schöpferischen Melodien; da das nicht angeht, müssen wir darauf vertrauen, daß Sutermeisters Oper zum Allgemeingut wird. Seine Musik hat für einige ihrer Erscheinungen den Begriff „absolut" geprägt. Wir könnten hier, bei Erkenntnis des germanischen Kunstwerkes, mit gutem Recht von der absoluten — d. h. höchstwertigsten — Melodie sprechen. Absolut bedeutet zunächst soviel wie: losgelöst. Das Wesen der germanischen Melodie ist aber gerade ihre schöpferische, zeugende Verbundenheit.

Diese Verbundenheit macht bei Sutermeister den künstlerischen Hochwert, die seelische Tragkraft der Melodie und des Werkganzen aus. In jeder Szene, in den vielfältigsten Ausdrucksformen des Chores hinter der Szene, des Zwei- und Dreigesanges, der handlungtreibenden Pantomime, des seligen Ineinanderaufgehens der Liebenden findet die Melodie ihren seelischen Ausdruck, in immer neuen Formen und Deutungen. Wir legen Zeugnis ab für die schöpferische germanische Melodie; wollten wir ein Kunstwerk nachweisen, aus sich selbst heraus beweisen, wir wären um die Schlüssigkeit der Gründe nicht verlegen. So aber kann es uns genügen, daß — letzte Bestätigung des Kunstwerkes — jede Melodie den seelischen Gehalt empfangen hat, den das Drama besitzt. Diese Dichtheit des Gewebes wirkt sich indessen nicht nur in der Singstimme aus, sondern auch in allen übrigen, denn Chor, Orchester, Fanfaren, Bühnenmusik und Gestalten um die Schicksals- und Melodieträger herum sind ja auch melodiebegabte Wesen, die eine wortberedete oder wortlos singende Seele haben.

Von dieser Melodiekraft war auch die bestätigende Aufführung der Staatsoper Berlin erfüllt — das Höchste, was wir von einem Kunstwerk der Bühne sagen können. Richard Kraus gab der schöpferischen Melodie allen Raum, das Bild half den Raum verdichten, jede Stimme, ob gesungen, ob gespielt, war Harmonie und Melodie des Kunstwerkes zugleich. Die Musik vollbrachte sogar die gerechteste Leistung, den germanischen Geist der Romeo-und-Julia-Tragödie bis in das letzte Ornament des Bildes und der Inszenierung hinein zum Austrag zu bringen. Mit verpflichtetem Dank nennen wir die Träger der Melodie: Maria Cebotari und Erich Witte.

Schon einmal haben wir Shakespeares germanisches Kunstwerk neuschöpferisch bestätigt gefunden: in Conrad Ferdinand Meyers Versen, die beginnen: „In der Capuletti Vigna" und mit dem Ahnungswort vor der antiken Statue antikisch groß enden: „Dieser schöne Jüngling ist der Tod." Nun hat Meister Conrad Ferdinand Meyers Stamm- und Haltungsver-

Digitized by Google

wandter, dieser verheißungsschwere Melodiker an sich, Heinrich Sutermeister, unserer Zeit eine Weite und Tiefe des Klanges und des Ethos geschenkt, die wie ein Wahrspruch mit uns umgeht in die Entscheidung.

Dr. Hans Jenkner.

Ehrenrettung für einen verkannten Verdi

„Simone Boccanegra" im Deutschen Opernhaus Berlin.

Seit Lessing kennt die deutsche Kulturöffentlichkeit den Begriff und die Notwendigkeit von Ehrenrettungen. Die Gegenwart hat gerade unter dem Gesetz völkischer Neuerkenntnis so manches begangene Unrecht wieder gut gemacht, so manchem Schöpfer und seinem Werk die Gefolgschaft der Herzen neu erkämpft oder gesichert. Auf dem Gebiete der Oper erinnern wir nur an Händel, an Lortzings „Casanova in Murano", während andere noch ausstehen wie Weweler mit seinem „Dornröschen" und der Operndramatiker Felix Draeseke.

Ein seltsames Schattendasein führte bislang auf der deutschen Bühne rätselhafterweise immer noch Verdis bald 100 Jahre alter „Simone Boccanegra"; die Opernführer nennen ihn, die Spielpläne enthalten ihn immer einmal wieder, aber das Werk lebte ein Schattendasein ähnlich wie „Die Macht des Schicksals", die ja auch ein jahrzehntelanges Aschenputtelleben hinter sich hatte, als sie recht eigentlich entdeckt wurde.

Mit den Gründen der Boccanegra-Verkennung brauchen wir uns nicht lange aufzuhalten. Mißerfolge bei der Uraufführung sind nicht maßgebend, denn andere, weltverbreitete Verdi-Opern haben zuerst auch nicht mehr Glück gehabt. An der Handlung kann es nicht liegen; denn ginge es nach der Verständlichkeit des Textes, so wüßte heute noch kein durchschnittlicher Opernbesucher oder Rundfunkhörer auch nur eine Note des „Troubadour". Wären Opernhäuser und Opernbesucher empfindlich gegen den romantischen Begriff der Schicksalstragödie, so wären Manrico und Carlos unbekannte Operngestalten für uns. Nicht einmal die reaktionäre Zensur hat Verdis „Boccanegra" verschandelt wie den „Maskenball".

Die Tragödie des Dogen von Genua, Simone Boccanegra, der seine Tochter erst als glücklich Liebende findet und der zuletzt vom eigenen Schwiegervater vergiftet wird, nachdem ihn ein Badoglio-Schuft dazu anstiftete, ist mehr von echter Tragik erfüllt als die meisten Verdi-Texte, die dem schöpferisch Unerbittlichen so selten genügten.

Und die Musik? Verlassen wir das Gebiet der vollzogenen Ehrenrettungen und lassen wir eine der beglückendsten operngeschichtlichen Leistungen der deutschen Oper im Kriege zu uns sprechen. Das Deutsche Opernhaus, Berlin, durch Terror in seinem Bestande vermeintlich erschüttert, brachte Verdis „Simone Boccanegra" in einer Gestaltung zur Wiedergabe, die die theatralische Sendung der deutschen Opernschau- und Musikbühne durch die nun wohl endgültige Ehrenrettung des Werkes ins hellste Licht gestellt hat.

Es ergab sich, daß die Gestalt Boccanegras, des Mannes aus dem Volke, der Adelspartei des Quattrocento verhaßt, gültig ist. Es ergab sich, daß der perverse Haß seines Kanzlers und — einseitig — Vertrauten nicht eine Palastrevolte, sondern eine staatsmännisch-menschliche Tragödie verschuldet und daß die Musik Verdis den dramatischen Pulsschlag und das singende Herz seiner erfolggekrönten Meisterwerke besitzt.

Wir verdanken diese Erkenntnis einer Künstlergemeinschaft, die unter schwersten Verhältnissen um das Werk und seine Gestaltwerdung gerungen hat, einer Gemeinschaft von Künstlern, die auf eine geradezu fanatische Weise eins war im Durchdringen des Werkes. Dies Durchdringen war die Frucht eines Durchdrungenseins, das von der Bühne als echte Inspiration gleichsam zum Kunstwerk zurückwirkt und die Oper als Oper nachträglich bestätigt. Verdi hat selbst nach über 20 Jahren, ehe er den reifen „Othello" schuf, mit Boitos Dramatikerhilfe den „Boccanegra" noch einmal durchgeformt. Soviel wir sehen, hat das Deutsche Opernhaus von dieser Reform nicht einmal Gebrauch gemacht. Nun könnte man zu der Ansicht kommen, daß die vollendete Aufführung des Deutschen Opernhauses ein Pyrrhussieg für Verdis verkanntes Werk gewesen sein

Digitized by Google

müßte; eine weniger vollendete Darstellung würde auch das Werk weniger vollendet zeigen.

Aber das ist ein Trugschluß. Die Aufführung hat uns sehen und hören gelehrt, hat uns den Maßstab für Verdi gegeben, nicht dem „Simone Boccanegra" die Zukunft verschüttet. Die Aufführung erwuchs Zug um Zug aus der Partitur. Der Dirigent, Spielleiter, Sänger, Bühnenbildner, Chorleiter, der Orchester-Klangorganismus, sie taten alle nichts anderes, als kunstgerecht und kunstgetreu zu verfahren. Schrieb Verdi eine ausgesuchte, stimmungtragende, stimmungverinnerlichende Orchesterfarbe vor, so klang sie auch aus dem Orchester wieder, so meißelte sie der Stabführer auch heraus, so übertrug sie der Regisseur in untheatralische, ganz natürlich-gehobene Bewegung, Geste, musikalische Akzentuierung und der Bühnenbild-Dichter wählte die Farb- und Lichtwerte seiner raumschaffenden Bilder nach der Klangfarbe der musikalischen Szene. Gedeckte, ausgesparte Farben in der Musik, in der ausgesparten Instrumentation, in der starken Verlegung des Chores hinter die Szene, gedeckte, ausgesparte Farben in den Bildern und Trachten, in der fackelgespickten Säule im Schlußbild, die wie ein von Schwertern durchstoßener Leib aussieht. Arien, die schon nichts mehr mit der italienischen Nummernoper gemeinsam haben, von der sich Verdi später sogar gelöst hat, die aus dem dramatischen Widerstreit zwischen den Boccanegras und ihren Widersachern kunstnotwendig herausspringen — einsetzen, weil wir ohne den Einsatz das schwebende Verhängnis nicht ertrügen, und die in ihren Dur- und Mollwerten so eindeutig deutend sind, daß der Beleuchter am Klang die Farben seiner Scheinwerfer muß abgelesen oder abgehört haben.

Wir können das ganze Werk durchgehen — nicht eine Szene, ob von Verdi, ob von der Gemeinschaft des Deutschen Opernhauses gestaltet, die ohne diese letzte kristallene Klarheit der Beziehungen, der Zusammenhänge und Zusammenklänge wäre. Dabei ist der Verdi des „Boccanegra" noch keineswegs der Verdi, der sich in rätselvoller Wahlverwandtschaft dem Gesamtkunstwerk Richard Wagners genähert hat, nicht Musikdramatiker, sondern dramatischer Musiker, dem die Aufführung fast wichtiger ist als die Musik, der wegen einer unstrengen Szenenwiedergabe imstande ist, die Partitur vor der Uraufführung zurückzuziehen.

Diese Unwägbarkeit, die sich beim einmaligen Hören und Erblicken doch noch gar nicht ganz abzeichnet, hat Verdis Ehrenrettung ausgelöst. Im Grunde ein erstaunlicher Vorgang: Die Aufführung zwingt die Zuhörer und Zuschauer, Verdi anders zu hören und zu sehen als sie gewohnt sind (denn „Othello" und „Falstaff" sind immer noch Seltenheiten im Spielplandurchschnitt). Sie vernehmen die Musik, gewahren aber schon, daß es hier auf die Musik allein nicht ankommt, sondern ebenso auf den Text, dessen dramatischen Gehalt doch die wenigsten aus der vorherigen Kenntnis des Textes herauslesen können und alles, was Sache der Bühne ist.

Die schuf einen Anteil am Erfolg, der auch nicht sekundenlang von der Außergewöhnlichkeit abwich oder eine mäßige Darstellung zu übersingen drohte und was es sonst an Gefährdungen der Gemeinschaftsleistung geben könnte. In solchen Minuten nach dem Schlußakkord ist es ein Verlust, daß Beifall nur laut und stumm, nicht auch beredt und leise sein kann.

Anteil an dem Gemeinschaftswerk „Simone Boccanegra" und dem Offenbarwerden seiner theatralischen Sendung hatten alle — Namhafte und Ungenannte. Am offenkundigsten Leopold Ludwig als Deuter am Pult, und Fenneker, der Meister der operntragenden Szene, am vernehmlichsten die Sänger: Reinmar als Simone, der Mann von Volksadel, der seinem Bariton die Güte der Baßtiefe und die Lichtheit der Tenorfarben gab, Elfriede Wasserthal als Tochter des Dogen, von einer Sing- und Schauspielkunst beseelt, die reinste Natur war, Schirp, der Haß zum tragischen Irrtum veredelte (wie ist dieser Sänger auch schauspielerisch gewachsen und gereift!), Noort, der heldischen und lyrischen Klang ineinanderschmolz und am Schluß wirklich als künftiger Doge vor dem Volk und der Geliebten stand. Mit Dolchgenauigkeit war Michael Bohnen der Verräter; in ihm wiederholte sich

Digitized by Google

die Einheit aller Künste noch einmal und brach voller Urgewalt (mit nur halblauten Tönen) über Rampe und Orchestertal.

Dank Verdi und seiner Ehrenretter.

Dr. Hans Jenkner.

Schrifttumsschau

Am Tag des Oberschlesischen Schrifttums wurde der „Oberschlesische Schrifttumspreis 1943" an die im Osten gefallenen Dichter Kurt Egger's und Bernhard Schwarz verliehen. Beide Dichter haben durch ihr Leben und ihr Werk zu Oberschlesien in Beziehung gestanden.

Der Deutsche Scheffelbund im Reichswerk „Buch und Volk" hat den Förderungspreis (Scheffelpreis) für die Jahre 1943/44 an die elsässischen Dichter Oskar Wöhrle und Paul Bertholy verliehen. Damit wurden zugleich die Oberrheinischen Tage eröffnet, die vom Badischen Staatstheater und dem Deutschen Scheffelbund in der Zeit vom 7. bis 21. Mai veranstaltet wurden.

Der „Raimund-Preis" für das Jahr 1944, der von der Stadt Wien zur Förderung aufstrebender Dichter gestiftet wurde, gelangte an den Wiener Dichter und Schriftsteller Ernst Scheibelreiter zur Verteilung.

Der „Adalbert-Stifter-Preis 1943" der Zeitschrift „Böhmen und Mähren" wurde in seiner Abteilung für Gedichte in folgender Reihenfolge vergeben: Wilhelm Pleyer, Josef Schneider, Hans Leb, Alfred Görgl. Die Preise des Erzählerwettbewerbes wurden zu vier gleichen Teilen an folgende Autoren verliehen: Franz Jantsch, A. M. Hausse-Brichter, Josef Schneider und Karl Langer-Reuth.

Der Gauleiter und Oberpräsident Hinrich Lohse hat zum 1. Mai 1944 den „Schleswig-Holsteinischen Kunstpreis" für das Jahr 1943 dem Schriftsteller Robert Walther in Ahrensburg in der Abteilung Schrifttum verliehen.

Das Kuratorium des Herder-Preises der „Johann-Wolfgang-Goethe-Stiftung" hat beschlossen, den von der Albertus-Universität Königsberg für die Jahre 1943/44 zu vergebenden Preis diesmal an solche Persönlichkeiten aus dem Memellande zu verleihen, die sich, besonders während der litauischen Zeit, durch ihre Volkstumsarbeit und ihre schriftstellerischen Werke für die deutsche Kultur verdient gemacht haben. Die Preisträger sind: Erich Karschies, der im Osten gefallen ist, Paul Brock für seine Romane „Der Strom fließt" und „Die auf den Morgen warten", und Charlotte Keyser.

Die Stadt Troppau verlieh die neuerrichtete Kulturehrengabe anläßlich der Eröffnung der Musik- und Theaterwochen 1944 zum ersten Male.

Daß mitten in diesem schicksalhaften Ringen aktive Kulturpolitik betrieben wird, beweist die Tatsache, daß gegenwärtig in Deutschland 93 Kulturpreise verliehen werden. Ein kleiner Teil dieser Preise ruht während des Krieges.

Dem flämischen Dichter und Rembrandtpreisträger Cyriel Verschaeve verlieh aus Anlaß seines 70. Geburtstages die Philosophische Fakultät der Universität Köln den Titel eines Ehrendoktors.

Anläßlich des 100. Geburtstages von Edouard Drumont, des Begründers der französischen antijüdischen Bewegung, haben seine Schüler und Anhänger einen „Drumont-Preis" gestiftet, der einem Werk über das Judentum zugesprochen werden soll.

Die sehr rührige Brüder-Grimm-Gesellschaft, die im Jahre 1942 gegründet wurde, bereitet eine von berufenen Gelehrten betreute Neuherausgabe der Werke von Jacob und Wilhelm Grimm vor.

Nach der Zerstörung ihres Archivs durch Bombenterror in Hannover fand die „Gerrit-Engelke-Gesellschaft" in Oberschlesien eine neue Heimat. Die Gesellschaft, die 1928 gegründet wurde, hat es sich zur Aufgabe gemacht, das Werk des jungen, im ersten Weltkrieg gefallenen Dichters allen Deutschen nahezubringen.

In Kiel fand eine Feier zu Liliencrons 100. Geburtstage statt. Anläßlich dieser Feierlichkeit wurde die Gründung einer „Storm-Liliencron-Gesellschaft" bekanntgegeben. Die Gesellschaft will das Gedankengut Storms und Liliencrons ein-

Digitized by Google

dringlichst pflegen. So hat es sich die Gesellschaft zur Aufgabe gestellt, ein Storm-Liliencron-Archiv einzurichten und eine Ausgabe eines Volks-Liliencrons und eines Volks-Storms vorzubereiten. Außerdem wird der Oberbürgermeister der Stadt Kiel eine Liliencron-Plakette stiften, die jeweils am Geburtstage des Dichters schaffenden und nachschaffenden Kieler Künstlern und Kieler Wissenschaftlern verliehen werden soll.

Prof. Dr. Eugen Fischer wurde aus Anlaß seines 70. Geburtstages der Adlerschild des Deutschen Reiches mit der Widmung „Dem Begründer der menschlichen Erbforschung" verliehen.

Der Dichterin Lulu von Strauß und Torney ist von der Friedrich-Schiller-Universität Jena das Ehrenbürgerrecht verliehen worden.

Am 9. Mai d. J. konnte die Dichterin Helene Voigt-Diederichs ihren 70. Geburtstag feiern. Neben der zahlenmäßig umfangreichen erzählenden Arbeit stehen ihre Gedichte.

Zum 150. Geburtstag des Balladendichters Gottfried August Bürger veranstaltete die Göttinger Universitätsbibliothek eine kleine Schau, in der u. a. erstmalig eine Reihe bisher unveröffentlichter Familienbriefe Gottfried August Bürgers zu sehen sind. Die Schau wurde durch neue interessante Einzelstücke aus dem Leben und Schaffen des Dichters erweitert.

Im Alter von 58 Jahren starb in Nürnberg der Dichter Karl Bröger. Brögers Stärke lag auf dem Gebiet der Lyrik. Erstmalig bekannt wurde er im ersten Weltkrieg neben Heinrich Lersch und Gerrit Engelke durch sein Gedicht „... Herrlich zeigte deine größte Gefahr, daß dein ärmster Sohn auch dein Getreuester war."

Walter Kruppa erlag als Soldat einer tückischen Erkrankung. Kruppa hatte sich als Lyriker schon einen Namen gemacht.

In Köflach, der steirischen Bergwerkstadt, starb im Alter von 77 Jahren der große Mundartdichter Hans Klöpfer. In seinen Gedichten und seinen Erzählungen gibt uns der Dichter ein Bild des deutschen Grenzlandes in den Zeiten der Not und des Glückes. Die Vereinigung aller Deutschen in einem Reich war sein sehnlichster Wunsch. Die Erfüllung dieses Wunsches konnte der Dichter noch erleben.

Abgeschlossen am 30. Juni 1944.

Hildebert Reinhardt.

Digitized by Google

Kritik der Zeit

Zehn Jahre Führerinnenausbildung im Reichsarbeitsdienst der weiblichen Jugend

Wenn die erste Schule im weiblichen Arbeitsdienst Boock bei Stettin nun schon zehn Jahre alle vier Monate 50 junge Lagerführerinnen ausbildet, so kann man nicht bei dem heutigen Besuch darauf schließen, daß es dort immer und in jedem Lehrgang so ausgesehen hat. Als 1934 die ersten Lagerführerinnen zu einem Lehrgang nach Boock geholt wurden, sah die Schule fast wie ein Lager aus. 90 Morgen Land waren zu bebauen, aus einem Stück Unland wurde Gartenland gemacht, es waren Schweine zu füttern, Kühe zu melken und ein verwahrlostes Haus mit einfachsten Mitteln schön zu machen. Die Schule gehörte von Anfang an zum Dorf, die Kinder wurden während der Ernte betreut, der Kasperle holte sie zum Kinderfest und die großen nationalen Feiern wurden ausgestaltet und mit der Bevölkerung gefeiert.

Die Ausbildung der Lagerführerinnen bestand in der praktischen Auseinandersetzung mit dem Leben des Dorfes und dem Vorleben einer nationalsozialistischen Gemeinschaft. Ein einfacher Unterricht über die Aufgabe des Lagers im Dorf und die Erziehung und Ausbildung der Arbeitsmaiden vertiefte die Arbeit der Schule. Dazu kam eine weltanschauliche Auseinandersetzung an Hand des politischen Geschehens. Gerade diese neue Form, eine weibliche Gemeinschaft zu bilden, zog in dieser Zeit des Neuanfangs eine ganze Reihe von Frauen an. Sie haben diesen Anfang bis heute weitergetragen und ausgebaut.

Beim Zurückdenken an diese Zeit, die gerade den Frauen das Bewußtsein eines Aufbruchs revolutionärster Art für einen neuen weiblichen Beruf, eben den der Führerin gab, ist es an der Zeit, sich Rechenschaft zu geben, was aus diesen ersten Anfängen geworden ist.

Heute bildet der Reichsarbeitsdienst in 32 Schulen seine Führerinnen für ihre Aufgaben in zirka 2000 Lagern des Reiches selbst aus. Die Grundlagen in der Ausbildung, die sich in den ersten Lehrgängen schon zeigten, sind dieselben geblieben. Es sind dies die Förderung der Persönlichkeit für die politische Führungsaufgabe, die Anleitung für die Erziehung und Ausbildung der Arbeitsmaiden zur nationalsozialistischen Gesinnung, die Auslese des richtigen Nachwuchses und die Zusammenarbeit des Lagers mit dem Dorf.

Wer heute eine 24jährige Lagerführerin im Reichsarbeitsdienst innerhalb ihres Wirkungskreises erlebt, entweder im Lager im Kreise ihrer Arbeitsmaiden, bei einer Verhandlung bei ihrem Orts- oder Kreisbauernführer, bei einem Besuch ihrer Arbeitsmaiden auf den Bauernhöfen, der ist erstaunt über die ruhige Sicherheit, mit der sie ihre vielseitige und verantwortungsvolle Aufgabe meistert. Es geht bei allem Ernst Fröhlichkeit und Zuversicht von ihr aus. Sie hat einen guten Instinkt, schnell das Richtige zu entscheiden, ist einfach und ungeschraubt.

Wie bildet sich nun dieser Typ der Reichsarbeitsdienstführerin, wie wird er von der Aufgabe geformt und wie verläuft heute die Ausbildung in den Schulen des Reichsarbeitsdienstes?

Das Ziel dieser Ausbildung läßt sich am besten herausstellen, wenn wir uns die Lagerführerin selbst im Lager einmal ansehen. Der Lagerführerin ist heute die Erziehung von 40—60 Mädchen anvertraut. Sie kommen aus allen sozialen und Berufs-Schichten. Die einfachen, lichten Räume, die gleiche gut kleidende Tracht,

Digitized by Google

die gemeinsame notwendige Arbeit und die Gesetzmäßigkeit, die für alle gültig ist, sind die Grundlage für die Gemeinschaftsbildung. Die Arbeit bei der Bauersfrau, die für die meisten Mädchen etwas neues ist, ist der Mittelpunkt in der Erziehung. Sie erfolgt in solchen Familien, in denen viele Kinder sind und die Verhältnisse des Hofes die Hilfe einer Arbeitsmaid, besonders für die Frau, notwendig erscheinen lassen. Die Lagerführerin kennt alle Familien und Höfe in ihrem Dorf gut. Sie gehört dazu und kann so dafür sorgen, daß das richtige Mädchen zur richtigen Bauersfrau kommt. Einige Arbeitsmaiden bleiben im Lager und lernen hier die hausfraulichen Dinge, die für jede Frau entscheidende Bedeutung haben. So ist die Lagerführerin auch Leiterin des Lagerhaushaltes und keiner kann ihr die letzte Sorge dafür abnehmen, ob z. B. die Kartoffeln reichen, ob nicht zu viel Kohlen verbraucht werden und anderes mehr. Im politischen Unterricht bringt sie den Arbeitsmaiden das große Leben des Volkes zum Bewußtsein. Hier werden die Erkenntnisse gesammelt, die am Tage schon während der Arbeit im Lager und beim Bauern berührt werden. Die Mädchen lernen die Maßnahmen des Führers verstehen. In diesem Zusammenhang werden auch die Dinge besprochen, die die Frau und ihre sittliche Haltung besonders angehen. Die Lagerführerin steht gläubig hinter ihren Worten und hat hier die Möglichkeit, an die Herzen der Arbeitsmaiden heranzukommen. Der Abend als Ausklang des Tages lehrt sie, wie man in den Stunden, an denen die Tagesarbeit fertig ist, seine Zeit sinnvoll anwendet. Hier werden auch schöne Dinge der deutschen Kultur gepflegt, Musik, Spiel und Tanz und auch die handwerkliche Erziehung kommt hier zu ihrem Recht. Wie sich diese Kulturarbeit des Lagers durch die gemeinsame Arbeit und durch die gemeinsamen Feiern auf das Dorf ausbreitet, wird von der Lagerführerin vorsichtig und zielsicher gelenkt. So erleben die Arbeitsmaiden die Feste und Feiern im lebendigen Dorfleben und gerade dies hat einen entscheidenden Wert für ihr späteres Leben in der Familie. In der Leibeserziehung werden die Arbeitsmaiden zu einer guten Haltung gebracht und die Lagerführerin muß in der Lage sein, die Fehler jeder einzelnen zu sehen, um sie von hier aus zu fördern. Die Gesundheit der Arbeitsmaiden ist ihrer Fürsorge anvertraut. Die gesunde Lebensweise soll die Arbeitsmaid ins Leben hinaus begleiten.

Aus vorstehendem kurzen Bild aus dem Lager geht hervor, wie vielseitig und zielbewußt die Lagerführerin arbeiten muß, um zum Ziel zu kommen.

Wie kommt nun die Lagerführerin zu diesem Können? Das geschieht in einem ständigen Wechsel von praktischer Bewährung und Erfahrung im Lager und der Ausbildung in den Schulen. Sie selbst muß einmal das Erlebnis des Geführtwerdens gehabt haben, muß selbst Arbeitsmaid gewesen sein, um einmal selbst Führende zu sein. An die Dienstzeit als Arbeitsmaid schließt sich die Aufgabe der Kameradschaftsältesten. Hier hat sie für eine Gruppe von elf Mädchen (eine Kameradschaft) zu sorgen. Ihre eigene Ausbildung liegt in einem systematischen Gang durch alle hauswirtschaftlichen Arbeiten des Lagers.

Was das Lager praktisch begonnen hat, setzt die Lagerschule in einem geschlossenen sechsmonatigen Lehrgang fort. Es bleibt da genau wie es in den ersten Schulen der Fall war, die Ausrichtung auf die Aufgabe des Lagers bestehen. Die Lagerschule bildet als erste Stufe der Ausbildung der Führerin Gehilfinnen aus, und zwar die Wirtschaftsgehilfin, Verwalterin und Gehilfin der Lagerführerin. Die Wirtschaftsgehilfin hat den Haushalt unter sich, die Küche, die Waschküche, das Haus und leitet auch hier die Arbeitsmaiden an. Die Gehilfin der Lagerführerin nimmt dieser schon einigen Unterricht ab, geht mit in den Außendienst, um die Arbeitsmaiden bei den Bauern zu beaufsichtigen, und wird überall da von der Lagerführerin eingesetzt, wo sie Entlastung benötigt. Die Verwalterin ist der Kassenwart des Lagers. Sie kauft mit der Wirtschaftsgehilfin des Lagers zusammen ein, verwaltet die Kammer und die Geräte des Lagers.

Der Lehrplan der Lagerschule ist durch diese Aufgaben bestimmt. Der Unterrichtsplan umfaßt: den politischen Unterricht und den Dienstunterricht, die Erziehungslehre, die hauswirtschaftliche Ausbildung und Verwaltungsunterricht, die Leibeserziehung und den Gesundheitsdienstunterricht, den Unterricht in der handwerklichen Erziehung, im Singen und der Feierabendgestaltung.

Digitized by Google

Im politischen Unterricht wird das Hauptgewicht auf das Verständnis der Gegenwart gelegt. Die Kenntnisse, die sich die Führeranwärterin hier aneignet, sollen sie zur späteren eigenen Weiterarbeit befähigen. Durch Zeitungsberichte und Erklären der Nachrichten wird das Interesse für das politische Geschehen geweckt. Die Fragen der Frau und deren sittliche Haltung werden eingehend besprochen. Es ist notwendig, daß sich hier die spätere Führerin für eine ganz bestimmte, der deutschen Frau gemäße Haltung entscheidet.

Im Mittelpunkt der Ausbildung an diesen Schulen steht die hauswirtschaftliche Erziehung. Die Führeranwärterinnen lernen Kochen und Backen, Waschen und Bügeln, Stopfen und Flicken. Sie lernen einen einfachen Hausgarten bebauen, sie lernen das Haus blitzsauber halten und werden dabei selbst zur Ordnung und Sauberkeit angehalten. Bei all diesen Fertigkeiten kommt dazu, daß sie lernen, dies ihren Arbeitsmaiden beizubringen und sie richtig anstellen zu können. Da ist es notwendig, daß täglich drei bis vier Stunden für die hauswirtschaftliche Erziehung verwendet werden.

Dazu kommt die Verwaltung, die wie alle anderen Fächer in Gruppen erarbeitet wird. Hier lernt die Führeranwärterin Genauigkeit und Pünktlichkeit. Genau so wie ihre Kasse stimmen muß, hat in der Bekleidungskammer jede Kleinigkeit ordentlich vorhanden zu sein.

Die äußere Haltung der Führerin ist das Vorbild für die Arbeitsmaid. Darum ist der Leibeserziehung in der Lagerschule täglich eine Stunde eingeräumt. Die Führerin soll sich frei und ungezwungen bewegen lernen und dabei eine beherrschte, aufrechte Haltung haben. Einen recht großen Raum in der Anzahl der Unterrichtsstunden nimmt der Dienstunterricht ein. Dieser läßt sich vielleicht vergleichen mit dem Offiziersreglements des jungen Fähnrichs. Alle dienstlichen Zusammenhänge und Vorschriften, die die junge Führerin zur Durchführung ihrer Dienstaufgabe benötigt, werden hier gelernt. Wenn sie bisher als Arbeitsmaid die Dinge erlebte, so findet sie hier ihre Einordnung und die durchdachte Gesetzmäßigkeit. Im Zusammenhang hiermit werden die Sitten und Gebräuche und die Umgangsformen besprochen und verwirklicht, deren die Führerin sich zu bedienen hat. Das sind Formen, die über die Lager hinaus in der Familie und anderen Gesellschaftsformen gebräuchlich und richtig sind.

An der Schule hat nicht nur der Unterricht seine erziehende Bedeutung, sondern genau so auch der gesamte Tageslauf, der in einem steten Wechsel von Spannung und Entspannung, die Mädchen frisch und aufnahmebereit macht. Das Gemeinschaftsleben der Schule ist Selbstzweck und zugleich richtunggebend für die spätere Lagerarbeit. Wanderungen und Lehrfahrten werden zur Erweiterung des Gesichtskreises in die Erziehung mit einbezogen. Der fröhliche und dabei doch ernste Ton, der in diesen Schulen herrscht, gibt der Schulleiterin und den Lehrkräften immer wieder Kraft für ihre nicht einfache Aufgabe.

Am Schluß des Lehrgangs steht eine Prüfung. Sie ist vom Reichsminister für Unterricht, Erziehung und Ausbildung insofern anerkannt, als sie dem Abschluß der Landfrauenschule gleichgestellt ist.

Nach erfolgreichem Abschluß des Lehrgangs, der auch die Eignung als Führerin in sich schließt, erfolgt die Anstellung als Reichsarbeitsdienstführerin im Range einer Maidenunterführerin.

Bei solchen Führerinnen, die gute Fähigkeiten zeigen, geht der Weg sehr schnell weiter. Sie arbeiten ein bis zwei Jahre als Gehilfin im Lager und werden bei dieser Aufgabe sicherer und wachsen daran. Im Gesichtsausdruck dieser Führerinnen zeigt sich ganz besonders das innere Weiterkommen, zerflatterte Gesichter werden geschlossen, ein etwas ruhender Ausdruck wird lebendig und aufgeschlossen. Eine gute Lehre für die junge Gehilfin ist heute im Kriege der Einsatz im Kriegshilfsdienst, wo sie durch das unmittelbare Zusammenarbeiten mit den Arbeiterinnen sehr tief in die sozialen Verhältnisse hineinsieht. Durch die notwendigen Verhandlungen mit den Arbeitgebern und Betriebsleitern weitet sich ihr Erfahrungskreis.

Bevor eine Gehilfin selbst das Lager als Lagerführerin übernimmt, kommt sie noch einmal auf eine Reichsarbeitsdienstschule, und zwar vier Monate auf die Bezirksschule. Im Mittelpunkt dieser Ausbildung steht die Vorbereitung auf die Auf-

Digitized by Google

gaben der Menschenführung im Lager. Die eigenen Erfahrungen der jungen Führerinnen werden geklärt und auf die richtige Bahn gebracht. Es muß den Führerinnen klar werden, daß die Grundgesetze der nationalsozialistischen Erziehung im Reichsarbeitsdienst verwirklicht werden. Diese Verwirklichung und ihre richtige Handhabe müssen ihnen von der Verantwortung der Lagerführerin her in Fleisch und Blut übergehen.

In der Erziehungslehre wird die praktische Erfahrung der Führerinnen so geklärt, daß sie ihre Arbeitsmaiden nach Charakter, Anlage, Begabung und Temperament erkennen und auch schwierige Menschen der Gemeinschaft zuführen lernen.

Im politischen Unterricht wird ein tieferes Eindringen in die Geschichte der Gegenwart durch die Besprechung des Buches „Mein Kampf" und durch die Bearbeitung einiger länderkundlichen Fragen ermöglicht. Dieser Unterricht hat immer das Ziel, die Gläubigkeit unserer Führerinnen an die Zukunft unseres Volkes zu stärken, so zu stärken, daß sie ihre gesamte Erziehungsarbeit durchdringt. Es kommt hier immer darauf an, die Führerinnen zum selbständigen Arbeiten und Auseinandersetzen anzuleiten.

Die Leibeserziehung in der Bezirksschule ist wichtig als Fortschritt dessen, was in der Lagerschule gelernt wurde. Vor allem dient dieser Unterricht als Vorbereitung zum späteren Unterrichten.

Die hauswirtschaftliche Erziehung wird nur soweit in der Bezirksschule bearbeitet, als die Lagerführerin als Hausfrau noch gefördert und einen größeren Überblick haben muß, um ihre eigenen Gehilfinnen anzustellen und zu fördern.

Die Unterrichtslehre wird in allen Fächern durchgeführt. Sie soll die Führerinnen befähigen, ihr Wissen zu ordnen und es klar an die Arbeitsmaiden weiterzugeben. Praktische Lehrübungen, der eine gemeinsame Nachbesprechung folgt, dienen der Gewöhnung der Führerinnen an das Unterrichten.

Die Vorbereitung der späteren Lagerführerin auf ihre besondere Aufgabe auf kulturellem Gebiet gehören zu einer der schönsten Aufgaben dieser Schule. Die Feierabende der Schule mit ihrem Spiel, mit ihrem Herstellen von Spielzeug, mit Musik- und Dichterabenden zeigen den Führerinnen, was man auf diesem Gebiet im Lager und im Dorf tun kann. Im Zusammenhang damit wird über den Weg gesprochen, wie solche Feierabende durchzuführen sind.

Entsprechend dem Gewicht, das die Musikpflege im Lager hat, bilden die Führerinnen in den Bezirksschulen nicht nur einen gutgepflegten eigenen Chor, sondern sie werden auch methodisch auf die Chorführung im Lager und die Pflege des Bekenntnis- und Volksliedes im Lager und Dorf vorbereitet. Die Freude an einfacher Instrumentalmusik in Verbindung mit dem Lied wird weitgehend gefördert.

Diese neuartige Ausbildung zur Lagerführerin trägt in sich als entscheidenden Faktor den politischen Auftrag an der jungen Generation.

Die dritte Stufe in der Ausbildung der Führerin bildet die Reichsschule. Sie bereitet auf der Grundlage der beiden anderen Schulformen nach der längeren Bewährung als Lagerführerin einzelne Führerinnen für die höheren Dienstaufgaben vor.

Vergleicht man rückblickend die Anfänge der Schulentwicklung mit den jetzigen Ausbildungsformen, so wird deutlich, daß schon von Beginn an die Aufgabe gesehen wurde, daß sie sich nur in der Arbeit selbst auseinandergefaltet und vertieft hat, und jetzt junge Menschen befähigt, sich für eine große und notwendige Arbeit im Volksganzen einzusetzen.

Stabshauptführerin Asta von Larisch.

Digitized by Google

Jugend und Film

Seit Jahren bietet das Problem des deutschen Jugendfilms in Laien- und Fachkreisen Anlaß zu lebhaften Erörterungen. Einen wesentlichen Beitrag im Rahmen des einschlägigen Schrifttums lieferte kürzlich A. U. Sander mit einer als Sonderveröffentlichung der Zeitschrift „Das Junge Deutschland" erschienenen Arbeit „Jugend und Film". *

Eindeutig bringt bereits der Titel zum Ausdruck, worum es der Verfasserin geht: von der Jugend, von ihren auf dem Totalitätsanspruch ihres Erziehungsideals basierenden Forderungen und Ansprüchen her soll der Weg zum Film gesucht werden, um dann den Film seinerseits als „Führungsmittel" diesen Forderungen dienstbar zu machen. Zu diesem Zweck hat die Verfasserin eine Fülle sachlichen Beweismaterials zusammengetragen. Mit der Unbestechlichkeit statistischer Berechnungen wird eine kritische Übersicht über die gegenwärtig einsatzfähigen Jugendfilme, und zwar sowohl Berichtfilme als auch Kinder- und Jugendspielfilme, geboten, wird die von den Produktionsfirmen immer wieder skeptisch aufgeworfene Frage nach der wirtschaftlichen Rentabilität des Jugendfilms untersucht, die sich in Anbetracht der Tatsache, daß die Häufigkeit des Filmbesuchs der Jugendlichen die günstigsten Schätzungen weit übertrifft, durchaus positiv beantworten läßt.

Weniger erfreulich mutet dagegen die Bilanz des Filmschaffens der letzten Jahre an, nach der lediglich etwa ein Viertel der Produktion an programmfüllenden Spielfilmen „jugendfrei" befunden wurde, wobei, wie die Verfasserin an zahlreichen Beispielen nachweist, „jugendfrei" durchaus nicht mit „jugendgeeignet", ganz abgesehen von „jugendwert", gleichzusetzen ist.

1939 konnten z. B. nur 1,8% der Gesamtproduktion mit dem Prädikat „jugendwert" bedacht werden. In den „jugendfilmfreundlichen" Jahren 1940/41 stieg die Zahl bis zu 16,4% an, um anschließend wieder einen steilen Abstieg (bis zu 8,8% im Jahre 1942) zu verzeichnen, der um so mehr zu bedauern ist, als in derselben Zeit die Anzahl der künstlerisch hochwertigen Erwachsenenfilme stetig anwuchs. Begreiflicherweise sind diese Filme jedoch — A. U. Sander nennt „Heimkehr", „Ohm Krüger", „Jud Süß" u. a. — in ihrer Problemstellung der jugendlichen Psyche selten so gemäß, daß man von einer uneingeschränkt positiven Wirkung sprechen könnte. In den meisten Fällen wird die Folge der Notwendigkeit, die Jugendlichen in Ermangelung wirklicher Jugendfilme an derartige Erwachsenen-Spitzenfilme heranzuführen, die gleiche wie die einer verfrüht gebotenen Klassikeraufführung sein: Die Jungen und Mädel sind noch nicht in der Lage, die Bedeutung des Kunstwerkes in vollem Umfange zu ermessen, entnehmen dem Ganzen die Teile, die ihnen, da sie sie bereits verstehen, Eindruck machen, und lehnen eine spätere Beschäftigung mit dem gleichen Werk als „schon bekannt" ab. In Anbetracht dieser Vorbehalte, die man, wenn man den Dingen ehrlich auf den Grund geht, stellen muß, kommt A. U. Sander zu der Schlußfolgerung, daß unsere filmfreudigen Jungen und Mädel, da die eigentliche Jugendfilmherstellung nicht ausreicht, weitgehend auf die sogenannten jugendfreien Durchschnittsfilme angewiesen sind.

Hier beginnt ohne Zweifel der für die praktische Auswertung wesentlichste Teil der Arbeit: rund 2000, von der Verfasserin auf Grund einer Umfrage zusammengestellte und sorgfältig ausgewertete Urteile vermitteln dem Leser einen Einblick in die Stellungnahme der Jugendlichen, wie sie präziser, umfassender und schlagkräftiger kaum gedacht werden kann. Äußerungen von drastischer Kürze — wir erinnern an das 768mal gezählte vernichtende „Quatsch" — stehen hervorragend begründeten und sehr treffsicher formulierten Aussagen gegenüber. So schreibt z. B. eine BDM.-Führerin:

„Wir haben eine Reihe sehr guter Soldatenfilme, die von hohem Mut, Ehrlichkeit und freier Seele sprechen. Wir haben große Vorbilder, die eine Jungenseele höherschlagen lassen. Aber was haben die Mädel? Aus Büchern kennen wir so viele große deutsche Frauen, die es wohl wert sind, in die Mädchenherzen hineingesenkt zu werden. Es müssen nicht immer die Filmmädchen sein in ihren unmöglichen Prachtwohnungen in der Stadt, in ihren phantastischen Be-

* Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf.

Digitized by Google

rufswegen, in vornehmen Rittergütern oder in ihrer Liebe zum Tanz, Zirkus, Varieté oder zur Operette."

Eine andere fragt:

„Wer von uns berufstätigen Mädchen sehnte sich nicht nach Sonne, Wiese, Wald und Feld? Welcher Film bringt unsere große Liebe zur Natur zum Ausdruck? Und wie wenige Filme handeln von einer tiefen Freundschaft zwischen Mann und Mädchen? Welcher Film bringt die Liebe zwischen Mann und Frau so zart, daß man sie noch als Gefühl ansprechen kann?

Neben vielen wirklich guten Filmen haben wir eine ungeheuere Menge von Unterhaltungsfilmen, die, einmal mit ernstem Auge betrachtet, die funkelnden Sterne verschwinden lassen, die da und dort aufblitzen, und uns die Menschen in ihrer ganzen Erbärmlichkeit ohne sicheren Grund vor die Seele stellen. Diese Art von Filmen zeigt uns in plumper Weise Dinge, die man schon ahnen konnte, aber nein, sie bringen es in Wort und Bild und Ton, als sei es noch nicht deutlich genug gewesen. Muß uns Deutschen denn so etwas Dummes, Dreimalgesagtes gezeigt werden? Aber nicht nur die Lässigkeit des Mannes im Film, auch die der Mädchen, ihre Tändelei, das dauernde Wechseln von Kleidern, das öftere Schminken, das Flatterhafte sind schlechte Vorbilder und werden (dennoch, leider) allzu gern nachgeahmt. — Wer sagt der Mehrzahl der Mädchen (in bezug auf wertvolle Filme), d i e s mußt du sehen, wenn die Mutter selbst anderes bevorzugt?"

Das Ergebnis all dieser Urteile läßt sich dahin zusammenfassen, daß sich die deutsche Jugend einmütig zu Spitzenwerken wie „Der Große König" (der die meisten positiv urteilenden Stimmen erhielt), „Bismarck", „Schiller", „Reitet für Deutschland", „Stukas" usw. bekennt, während — für viele Leser sicherlich überraschend — „Quax der Bruchpilot" an der Spitze der abgelehnten jugendfreien Filme steht. Es folgen „Ein Windstoß", „Sieben Jahre Pech", „Sieben Jahre Glück", „Die große Liebe", „Kleine Residenz" usw. Die Höhe der Ansprüche, die unsere Jugend an den Film stellt, wird durch die Tatsache bewiesen, daß die meisten ablehnenden Urteile auf „Inhaltslosigkeit" lauten.

Aus den angeführten, durch statistisches Beweismaterial unterbauten Beispielen leitet A. U. Sander die Forderung ab, in Zukunft „75% Filme zu produzieren, die j e d e r m a n n gezeigt werden könnten", und „die präventive Drehbuchkontrolle" weit stärker als bisher unter dem Gesichtspunkt durchzuführen, „ob der geplante Film in seiner Themenstellung und in seiner Ausführungsplanung geeignet ist, jungen deutschen Menschen ... positive Werte ... zu vermitteln."

Dr. Lore Reinmöller.

Die Flakwaffenhelferin

Seit einiger Zeit begegnen wir hin und wieder in den Straßen der Erscheinung der Flakwaffenhelferin. Von den Nachrichtenhelferinnen der verschiedenen Heeresteile unterscheidet sie sich für den oberflächlichen Betrachter einmal durch die graue Feldmütze mit dem Schirm und sodann durch das Wappenschild mit Schwert und Hoheitszeichen auf dem rechten Ärmel. Ihr Aufgabenbereich weist sie der Bedienung von Scheinwerfern, Sperrballons und Hilfsgeräten der Flak, also Horch- und Meßgeräten, zu. Die Flakwaffenhelferinnnen sind jedoch keine weiblichen Soldaten. Keine Waffe, kein Geschütz wird von ihnen gehandhabt.

Es ist sehr aufschlußreich, wenn man diese Frauen und Mädel im Dienst beobachten darf. Es wird ihnen keine schwere körperliche Arbeit zugemutet. Sie lösen Männer an den Geräten ab, die nun für anderweitige Einsätze frei werden. Aufmerksamkeit, Geschicklichkeit und Verantwortungsgefühl setzt ihre Tätigkeit voraus und jenes selbstverständliche Maß an Einsatzfreudigkeit, das heute so vieles frauliche Tun über sich selbst hinaushebt. Denn frauliches Tun im Sinne einer Leistung, die im Dienst für Deutschland vollbracht werden muß, wird auch die Tätigkeit, die die Flakwaffenhelferin heute ausübt. Daran wird nichts geändert durch die Tatsache, daß vorher Männer diesen Dienst getan haben. Daran ändern auch die praktischen Überfallhosen nichts, die im Dienst von den Frauen getragen werden. Bei der Handhabung der schon erwähnten Geräte sind rein menschliche Qualitäten die Voraussetzung, die keine grundsätzliche

Digitized by Google

Frage nach dem Geschlecht stellen, wie es in einem so ausgeprägten Sinne die Waffe tut.

Bei der Heranziehung von Frauen und Mädeln zum Dienst als Flakwaffenhelferin hat man gerade dieses Moment der Bewahrung ihrer Fraulichkeit einer sehr genauen Prüfung unterzogen. Man lehnt es ab, sie zu militarisieren. Sie werden ja mit ihrem Einsatz auch nicht etwa Flaksoldaten, sondern gehören zum Wehrmachtsgefolge. Sie werden von Frauen geführt, die ihnen nicht allein Vorgesetzte, sondern im gleichen Maße Erzieherinnen, Kameradinnen, ja Freundinnen sind. Diese Führerinnen der Flakwaffenhelferinnen kommen zu einem überwiegenden Teil aus den Reihen der NS.-Frauenschaft. Sie haben auch in der NS.-Frauenschaft bereits Führungsaufgaben zu lösen gehabt und bringen für den neuen Einsatz, in dem sie nun schon seit einer Reihe von Monaten stehen, die besten Voraussetzungen mit. An der Aufstellung der Dienstordnung mit ihrer durchaus neuen Auffassung einer weiblichen Führung war die Reichsfrauenführung weitgehend beteiligt.

Freilich ist es ein neuartiges, wenn auch keineswegs unerfreuliches Bild, wenn man die Flakwaffenhelferin am Gerät exerzieren sieht. Militärische Formen, die hierbei aus Gründen der Zweckmäßigkeit und der Disziplin gewahrt werden, vermögen der Eigenart der jungen Mädel und Frauen nichts anzuhaben. Sie gehören zum Dienst und seiner Ordnung. Dieser Dienst aber steht unter dem Gedanken: Leistung für Deutschland. Und er wird darum mit der vollen Hingabe, deren eine Frau fähig ist, erfüllt. Wendigkeit, Schnelligkeit des Begreifens, angeborene Geschicklichkeit und Feingefühl kommen den Frauen dabei zur Hilfe. Und die Ergebnisse dieses Fraueneinsatzes sind voll befriedigend. Eine ganze Reihe von Abschüssen konnte unter Mitwirkung der Flakwaffenhelferinnen erzielt werden.

Der Dienst ist nicht leicht und setzt gesunde, elastische Menschen voraus. Andererseits ist er so geartet, daß er den Frauen diese einmal vorhandene Gesundheit bewahrt. Die Flakwaffenhelferinnen machen durchweg einen frischen, fröhlichen, nervlich keineswegs belasteten Eindruck. Viele von ihnen bezeugen, daß auch in Angriffsnächten der Aufenthalt in den gut getarnten Stellungen am Wald, in den Feldern, auf jeden Fall unter freiem Himmel ihnen ein wesentlich stärkeres Gefühl der Sicherheit gebe, als es oft zuvor ein tatenloses Hocken im Luftschutzkeller getan habe. Denn tatenlos zuzusehen oder zuzuhören, wie das Verderben über eine Stadt hinwegbraust, brauchen sie ja nun nicht mehr. Denn ihre Verantwortung, ihr tausendfach geübtes, jetzt mit kühler Überlegung vollbrachtes Tun hilft ja, das Unheil zu wenden, die Heimat zu schützen. Auf ihre Konzentration, ihre Fähigkeit, ihr technisches Verständnis und ihre Begeisterung kommt es mit an. Ihr Scheinwerfer, ihr Horchgerät können Entscheidungen mit herbeiführen. Und sie sind stolz darauf.

Außerhalb des Dienstes schwingt das Leben vollends ins Frauliche zurück. Ob man sich die freundliche Ausgestaltung der Unterkünfte ansehen will, in denen Blumen und Bilder, kleine, schöne Dinge aller Art eine Rolle spielen, ob man dem gemeinsamen Gesang lauscht oder Spiele, gymnastische Übungen und dergleichen betrachtet, man kommt gar nicht auf den Gedanken, „militarisierten" Frauen gegenüber zu stehen. Es bleibt ihnen auch Raum für das persönliche Leben, für gemeinsam verbrachte Urlaubstage mit dem Mann, der von der Front kommt oder für einen Ausgang mit dem Freund oder Verlobten. Man vergißt auch nicht, daß es einen Friseur gibt. Körperpflege, Baden, Hygiene in jeglicher Form werden in schöner Selbstverständlichkeit nach wie vor groß geschrieben.

Die Flakwaffenhelferin muß mindestens 20 Jahre alt sein, ehe sie eingestellt wird. Ein Höchstalter ist nicht festgesetzt. Hier entscheiden nur noch Gesundheit und Eignung. Eine Verwendung erfolgt lediglich in der Heimat. Die zahlreichen, stets freiwilligen Meldungen zum Dienst der Flakwaffenhelferin erfolgen bei den Luftwaffendienststellen. Der Einsatz dieser Frauen und Mädel bedeutet nicht mehr und nicht weniger als eine Erweiterung des Heimatdienstes der deutschen Frau, der in seiner Gesamtheit Zeugnis ablegt von ihrer Klugheit und Tatkraft, ihrer Treue und ihrem leidenschaftlichen Glauben an den Endsieg, der in Deutschlands Hände fallen wird.

Ruth Köhler-Irrgang.

Digitized by Google

Luxus des Goldes

In der Frühzeit war Gold im Leben der Menschen nichts anderes als Ware; allerdings wegen seiner Seltenheit und wegen seiner besonderen Eigenschaften eine sehr geschätzte. Seiner Schönheit wegen wurde es überall auf der Erde, sobald dieses Edelmetall bekannt wurde, zu Schmuck- und Prunkgeräten verwandt. Mit dem Gold verband sich eine symbolische und mythische Bedeutung. Die hohe Schätzung des Goldes machte es schon in weit zurückliegenden Zeiten zum allgemeinen Tauschmittel. Es wurde als gemünztes Gold zum Umlaufmittel im Geldwesen der Völker und schließlich sogar zum Wertmesser für alle Güter im Dienste des Wirtschaftslebens.

Die Abstellung der Währungssysteme der Kulturvölker allein auf das Gold und damit seine Anerkennung als gesetzliches Zahlungsmittel für alle Tauschvorgänge führte zu einem unabdingbaren Glauben an das Gold als einzig wertbeständiges Gut, zu einer Art von Fetisch an seine einzige und ausschlaggebende Bedeutung für alle wirtschaftlichen Handlungen. Allein das Gold — so glaubte man — mache alle Geschäfte sicher. Eine Zeitlang beherrschte die Meinung die europäische Politik, neben dem Silber bilde das Gold den Hauptbestandteil des Reichtums der Völker.

England führte im Jahre 1816 als erster Staat die Goldwährung an Stelle der früheren Doppel- bzw. Silberwährung ein und rein durch. Deutschland ging 1873 zur Goldwährung über und diesem Beispiel folgten in den folgenden Jahren eine Reihe anderer europäischer Staaten. Mit der Vereinheitlichung der währungspolitischen Entwicklung — eigentlich eine Erscheinung der letzten Jahrzehnte — erreichte die Geldwirtschaft ihre goldmäßige Stütze.

Im engen Zusammenhang mit der Entwicklung der Währungsverhältnisse stand die Edelmetallgewinnung. Nachdem in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Edelmetallgewinnung ziemlich gleichmäßig geblieben war und anfänglich sogar merklich nachgelassen hatte, nahm die Produktion beim Gold in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts einen gewaltigen Aufschwung. Die Golderzeugung stieg von weniger als einer halben Milliarde Goldmark im Jahresdurchschnitt 1896—1900 auf 1,82 Milliarden im Durchschnitt der Jahre 1906—1910. Der Grund der plötzlichen Vermehrung der Goldproduktion lag in der Erschließung reicher Fundstätten in Amerika, Australien, Afrika und in den großen technischen Fortschritten, die bei der Ausbeutung zur Anwendung kamen. Vor dem ersten Weltkrieg wurde der Goldschatz aller Goldwährungsstaaten auf 28 Milliarden Mark geschätzt. Allein die Bank von Frankreich besaß 1913 rund 2,8 Milliarden Mark in Gold, die Deutsche Reichsbank 1,2 Milliarden und die Bank von England 0,7 Milliarden. Besonders England wußte den Vorteil wohl zu schätzen, den ihm, dem Großproduzenten des roten Währungsmetalls, die Weltgoldwährung einbrachte, nämlich jährlich zirka 1,5 Milliarden Mark.

Dieses Land war es auch, das immer wieder der Welt einhämmerte, daß Gold niemals zu entbehren sei, was auch um so leichter gelang, als der sogenannte Automatismus einer unter normalen Bedingungen funktionierenden Goldwährung für die Regulierung des inneren und äußeren Geldwertes sorgte, d. h. die richtige Kaufkraft des Geldes selbst herstellte. Man ging dabei von dem Gedanken aus, daß das Verhältnis von Goldmenge zu Gütermenge die Bewegung der Preise bestimmte, wobei das Gold — so meinte man — der „feste Punkt in der Erscheinungen Flucht" wäre. Das Gold wurde zu einem allgemeinen Wertmesser gestempelt, weil es nicht beliebig verwendet werden könne.

Wenn in den Jahren vor dem ersten Weltkriege die Goldwährung Konjunkturschwingungen nur in geringem Umfange zuließ, dann deshalb, weil die internationale Wettbewerbslage für eine relativ gleichmäßige Verteilung des Goldes auf die verschiedenen Länder sorgte. Die damals bestehenden allgemein-wirtschaftlichen Voraussetzungen und die internationale Arbeitsteilung stützten die Ausgleichskraft der Goldwährungen untereinander, wenn auch die Goldpolitik der Zentralbanken aus politischen und allgemeinen Prestigegründen die freie Auswirkung der Goldbewegung auf Preise und Produktion im Sinne verstärkter Goldhortung schon zu beein-

Digitized by Google

flussen suchte. Der Weltkrieg brachte dann mit dem Zerfall der freien Weltwirtschaft die vollkommene Umwälzung und das Ende der alten Währungsordnung. Politische Kriegsschulden, Entstehung neuer Industrien in den Rohstoffländern in Übersee, neue politische Zollgebilde und allgemeine Abschließung der Länder untereinander hoben die internationale Arbeitsteilung auf und verschoben die Goldverteilung ruckartig und tiefgreifend. Amerika war plötzlich als der eigentliche Kriegsgewinner aus einem Schuldnerstaat zu dem ersten Geldgeber der Welt geworden. Die Folgen der finanziellen Forderungen von Versailles waren die, daß das Gold, entgegen seinem natürlichen Gefälle, den Berg hinauflief. Denn statt dessen das von den „besiegten Völkern" erarbeitete Kapital dem Warenaustausch diente, floß es auf Nimmerwiedersehen in Form von Gold in die Kellergewölbe weniger Staatsbanken und das in einer Welt, die auf einen gewaltigen Warenaustausch der Völker untereinander angewiesen war. Aus dem Kreislauf der Volkswirtschaften gezogen, versackte es in den Kellern von New York, London und Paris. Als im Jahre 1930 die angelsächsischen Länder langsam begriffen, was sie angerichtet hatten, suchten sie mit den verschiedensten währungstechnischen und politischen Maßnahmen der Katastrophe zu entgehen. Als England am 21. September 1931 vom Goldstandard abging, wurde dieser aufsehenerregende Entschluß der Downingstreet zwar als eine vorübergehende Notmaßnahme hingestellt — was sie übrigens nicht sein sollte —, aber in die Goldfront wurde die entscheidende Bresche geschlagen.

Englands Abwertung war das Fanal für den Abfall vom Golde für die verschiedensten unserer Länder. Ein besonderes Ereignis war im April 1933 Amerikas Abgehen vom Goldstandard, desselben Amerikas, das über die größten Goldvorräte verfügte, die zur Verteidigung des Dollars zum Teil hätten eingesetzt werden können. Noch standen verschiedene europäische Länder im Banne des Goldes, Belgien, Frankreich, Italien, Luxemburg, Holland und die Schweiz hatten sich die Bezeichnung „Goldblock-Länder" gegeben und verfolgten die Gedanken der finanziellen und der wirtschaftspolitischen Zusammenarbeit. Aber auch ihr Ende sollte trotz aller guten Vorsätze sich bald erfüllen. Im März 1935 wertete Belgien ab, das ein wichtiger Sprecher im „Goldblock" gewesen war, nachdem im März 1934 bereits Italien mit der Loslösung von der Parität begonnen hatte. Mit der Abwertung des französischen und Schweizer Franken (September 1936) und der Aufgabe des Goldstandards in Holland war das Schicksal des so groß angekündigten „Goldverteidigungsblocks" endgültig besiegelt.

In diesem Zusammenhang ist erwähnenswert, daß das Gold seinen Charakter als Umlaufmittel in der neueren Entwicklung des Wirtschaftswesens schon längst vorher verloren hat. Von der reinen Metallumlaufwährung war man schon vor dem Weltkriege zu einem gemischten System übergegangen, in dem neben den Goldmünzen auch Banknoten umliefen, die jedoch in Gold jederzeit eingelöst werden konnten. Nach dem Kriege setzte sich die sogenannte Goldkernwährung allgemein durch, als Goldmünzen im Verkehr nicht mehr anzutreffen waren und die Einlösung von kleinen Notenbeträgen in Gold ganz aufgehoben wurde. Es entstand eine Art „Deckungswahn", denn die Währung eines Landes wurde als vollwertig angesehen, wenn sich mindestens der dritte Teil des Papiergeldumlaufs in den Kellern der Zentralbank als Gold befand. Das Papiergeld war also nicht mehr der volle Stellvertreter des Goldes; eine andere Deckung war dazugekommen und das war das Vertrauen. Das Geld der modernen Staaten wurde nur zu $33^1/_3$% oder 40%, wie gerade die Vorschrift lautete, Goldgeld und zum übrigen Teil Vertrauensgeld. Praktisch war die Dekkungsvorschrift bedeutungslos, denn sie konnte zu jeder Zeit außer Kraft gesetzt werden.

Die Jahre nach dem Weltkriege brachten einen einseitigen und unaufhaltsamen Goldzustrom nach bestimmten Ländern, insbesondere nach USA. Immer größer wurde der Besitz dieser großen Gläubigernation an diesem Metall, ohne daß ein produktiver Abfluß hierfür gefunden wurde. Diese Tendenz verstärkte sich mit Ausbruch dieses Krieges, als England, der Großprodu-

Digitized by Google

zent, mit 59% der Weltgoldgewinnung, immer größere Goldbeträge nach USA abführte, so daß die Nordamerikaner heute mit rund 80% fast die alleinigen Besitzer der Weltgoldvorräte geworden sind.

Dieser einseitige Goldabfluß oder diese einseitige Goldanhäufung in einem Land muß den Wert des Goldes zwangsläufig heruntersetzen. Daß man über solche Tatsächlichkeiten in USA wenig erbaut ist und daß für die verantwortlichen Männer im amerikanischen Schatzamt hieraus große Sorgen entstehen, lassen die Berichte aus New York immer wieder erkennen. Wenn ein Teil der amerikanischen Wirtschaftler an der orthodoxen Meinung festhält, daß Gold als Währungsdeckung und eventuell Notreserve notwendig sei, geht die andere Auffassung, die ständig mehr Anhänger findet, dahin, daß ein praktisch die gesamten Goldvorräte besitzendes Amerika eines Tages einer gänzlich ihres Goldes entblößten Außenwelt und damit einem weltwirtschaftlichen Vakuum gegenüberstehen. Damit wäre das Gold zu seinem reinen Metallwert degradiert.

Es ist verständlich, wenn die Engländer, die das Gold zu einem politischen Machtinstrument in den Weltkriegs- und Nachkriegsjahren gestempelt hatten, auch heute noch das Gold blind verteidigen. Sie fürchten eine goldfreie Wirtschaft und versuchen dabei immer noch, der Welt vorzumachen, daß man im Golde nun einmal einen sicheren, unzerstörbaren Besitz habe. Sie vergessen aber, daß seit dem Weltkriege die Goldwährung große Schwächen offenbart hat.

Neben den Vereinigten Staaten als Goldhorter in Höhe von 50 Milliarden RM. ist eben ein Land wie Großbritannien, das seit Jahrhunderten den Goldmarkt beherrscht, mit dem gelben Metall verbunden. Es würde schwere Verluste erleiden, wenn der Goldbergbau so veröden würde, wie der ehemals blühende Silberbergbau. Wie schon erwähnt, vereinigten das Empire mehr als die Hälfte der Golderzeugung auf sich. Im Jahre 1939 hatte Südafrika eine Golderzeugung von 1,12 Milliarden RM., Kanada eine solche von 0,4 Milliarden RM., Australien von 143 Millionen RM., Südrhodesien von 70 und die Goldküste von 69 Millionen RM., das sind insgesamt 1,85 Milliarden RM. Demgegenüber betrug die Produktion der anderen wichtigen Golderzeuger der Welt: Rußland 438 Millionen RM., USA 399 Millionen RM., Philippinen 89, Mexiko 88, Korea 83 und Japan 74 Millionen RM.

Die goldarmen Länder, denen man in den Jahren nach dem Weltkriege mit Hilfe des Goldes den politischen Willen der Gläubigerländer aufzwingen wollte, haben bewiesen, daß sie ohne das Gold auskommen können, wenn eben das Vertrauen und Bestand und richtige Gebarung des Wirtschaftslebens vorhanden ist. Sie haben aufgeräumt mit der alten, materialistischen statischen Wirtschaftsauffassung, die an die — fiktive — Stabilität des Goldes glaubte.

Daß das Gold für den Gesamtwirtschaftsprozeß eine untergeordnete Rolle spielt, ging schon aus seiner mengenmäßigen bzw. wertmäßigen Geringfügigkeit zum Gesamtproduktionsvolumen der einzelnen Staaten hervor.

Was bedeutet es für die Gesamtwirtschaft, wenn z. B. einem Goldbestand von — sagen wir — 2 Milliarden in irgendeiner Währung und einem Papiergeldumlauf von vielleicht 6 Milliarden ein Produktionsvolumen von etwa 80 Milliarden gegenübersteht? Man sieht: das Gold ist ein völlig untergeordneter Bestandteil der Gesamtwirtschaft. Wenn es allein nach dem Goldbestand gegangen wäre, warum mußten die reichen Länder Großbritannien und die USA so schwere Wirtschaftskrisen mit allen ihren Folgeerscheinungen in den vergangenen Jahren durchmachen? Ist es überhaupt der Sinn des Goldes, daß es mit vielen Mühen der Erde abgerungen wird, um so schnell wie möglich in den Währungskellern einiger Zentralnotenbanken zu verschwinden?

Ein vierzigjähriger Glaube an die Goldwährung und an ihren Mechanismus ist zu Grabe getragen worden. Daß darüber die Goldbesitzer und Goldproduzenten in arge Verlegenheit geraten sind, ist wohl verständlich. Aber die Tatsachen sprechen eine harte Sprache. Auf dem europäischen Kontinent hat das Gold bereits seine Rolle endgültig ausgespielt, nachdem auch Frankreich, Belgien und Holland sich ihrer Goldvorräte im Verlaufe des Krieges entweder freiwillig oder unter dem Druck der Ver-

Digitized by Google

hältnisse entblößt haben. Wie weit der Gedanke der Ausschaltung des Goldes als Grundlage des internationalen Geldwesens bereits an Boden gewonnen hat, zeigt das Vorgehen unseres Achsenpartners Japan, der den Yen endgültig vom Golde gelöst hat und der das Gold nur noch als eine Ware ansieht. Wie in Deutschland ist die Stabilität der Währung nicht mehr vom Golde abhängig, sondern wird durch wirtschaftspolitische Maßnahmen, besonders der Lohn- und Preispolitik, aufrechterhalten.

Praktisch ist somit das Gold seiner Währungsfunktion entkleidet. Ein Programm bedeuten die Worte des Führers auf dem Jahrestag der Parteigründung im Februar 1941, der sagte: „Wir betreiben die Wirtschaftspolitik, die dem deutschen Volke nützt. Wenn andere sich auf Goldsäcke setzen wollen, mögen sie es tun. Aber wenn man sagt: Tun sie es auch, so werde ich mich hüten, für die deutsche Arbeitskraft totes Gold zu kaufen. Aus diesem Krieg wird nicht der Goldstandard als Sieger hervorgehen, sondern die Nationalwirtschaften werden sich siegreich durchsetzen! Diese Nationalwirtschaften werden untereinander den für sie notwendigen Handel treiben. Ob das einigen Goldstandardbankiers der Welt paßt oder nicht paßt, das ist gänzlich gleichgültig."

Der Glaube von der Unantastbarkeit der Weltherrschaft des Goldes hat seinen bisher stärksten Schock durch die Verfügung des amerikanischen Kriegsproduktionsamtes erhalten, die Goldproduktion stillzulegen, um Arbeitskräfte für den kriegswichtigen Metallbergbau (Kupfer, Zink und Blei) freizubekommen. Vorher hatte schon Australien den Entschluß gefaßt, die Goldminen zu schließen und die Gefolgschaften in den Blei- und Zinkbergbau zu überführen. Und die Maßnahme des kanadischen Arbeitsministers, rund 10 000 Arbeiter aus den Goldgruben in die wehrwirtschaftlich wichtigen Zweige des Bergbaues und in die eigentliche Rüstungsindustrie zu schaffen, dürfte praktisch einer vollständigen Stillegung der kanadischen Goldproduktion gleichkommen. Die Besitzer des gelben Metalls haben erkennen müssen, daß Buntmetalle nicht durch Gold zu ersetzen sind und daß wichtiger die Erzeugung von Produkten ist, die zum Leben oder Kriegführen notwendig sind. Jedenfalls spielt in dem jetzigen Schicksalskampf der Völker das Gold die geringste Rolle.

Dr. Walter Flemmig.

Ecke der Schriftleitung

Den Beitrag von Gottfried Neeße „Liebe zum Gedicht" bringen wir als Vorabdruck aus seinem demnächst in der Hanseatischen Verlagsanstalt, Hamburg, erscheinenden Büchlein gleichen Titels. Der Beitrag von H. F. Anders aus „Der Verwandler der Welt" ist mit freundlicher Genehmigung des Verlages Georg Truckenmüller, Stuttgart, diesem bedeutsamen historischen Roman über den großen Staufenkaiser entnommen. Die Beiträge von Bodo Schütt „Wandlung und Bewahrung" und von Otto Bittner „Gebet" sind Originalbeiträge.

E. A.

Digitized by Google

Das Buch

Adalbert Stifter in neuen Ausgaben

In einem Kampf, in dem es um alles geht, bedarf auch die Seele, die gläubiger denn je um Deutschland ringt, zu Zeiten einer erneuten Schau seiner altgefühlten und zutiefst gewußten Werte. Führt uns die Schau des Verstandes mehr ins Leben der Gegenwart, in Kampf und Not des Tages, so braucht das Herz daneben manchmal auch fern von allem Geschehen unserer Zeit Besinnung auf unser eigenes „Wesen", d.h. also unser wirkliches Sein. Wir wollen Einkehr halten, uns wieder lebendig machen, was es denn ist, was wir mit unserem Kampf verteidigen und welche Werte es denn sind, für die wir auch Furchtbares, Not und Tod und Leid, auf uns nehmen. Sagt uns der Verstand immer wieder, daß wir Haus und Hof, Weib und Kind, Heimat und Boden verteidigen, so sagt uns die Seele, daß wir für unser innerstes Wesen, für das, was unser Leben von innen her erst sinnvoll und lebenswert macht, daß wir für unsere Art streiten.

Solchem Bedürfnis nach stiller Einkehr, nach einem Blick in deutsches Leben und Sinnen fern von Krieg und Kampf entspricht es wohl, wenn in neuester Zeit immer mehr sich die Aufmerksamkeit auf einen schon halb Vergessenen wieder richtet, auf Adalbert Stifter. Wer mit aufgetanen Sinnen herantritt an das Werk dieses großen Stillen, der kehrt reich belohnt von jeder Einkehr zurück. Freilich eines muß jeder erst über sich vermögen, bevor er eintreten kann in diese Welt, in der alles Große sich im Kleinen, scheinbar Unbedeutenden zeigt; er muß alle Unruh und Hast des Tages für ein Kleines abtun von sich und hingegeben mit offenen Sinnen den Worten des Dichters lauschen, wie ein Kind eine alte Mär anhört; dann tun sich vor der schauenden Seele die Köstlichkeiten jener Welt auf, in der alles Große selbstverständlich und einfach, alles Edle bescheiden und still ist; eine Welt, die nach dem innersten Lebensgesetz, nach dem sie erstanden, gut und schön ist. Wir brauchen von Zeit zu Zeit einen Blick in eine solche Welt, wenn unsere Herzen stark und hart bleiben sollen, und darum ist es nicht widerspruchsvoll, wie es auf den ersten Blick vielleicht scheinen mag, sondern sehr wohlbegründet, wenn wir jetzt mitten im Kriege da und dort neuen Ausgaben von Werken Stifters begegnen.

Solche neue Ausgaben bieten aber manche Probleme; da Stifter an seinen Werken, zum Teil Zeit seines Lebens, immer wieder neu gefeilt und geändert hat, besitzen wir meist mehrere Fassungen ein und desselben Werkes, die sich häufig sehr wesentlich voneinander unterscheiden. Jeder Herausgeber sieht sich also vor die Frage gestellt, welcher er den Vorzug geben soll. Stifter hat sich in den späteren Jahren bemüht, alle Härten und Unebenheiten, die ihm die lebendige Phantasie seiner jüngeren Jahre verschuldet zu haben schien, auszugleichen, den Stil dementsprechend sorgfältig bis ins kleinste Detail durchzuarbeiten und das, was ihm mehr und mehr als das Wesentliche schien, die Widerspiegelung alles Großen gerade im Kleinen, mehr herauszuarbeiten. Herrschen in den Urfassungen lebendige Frische und phantasievolle, zündende Empfindung vor, so schreiten die späteren Fassungen langsam von einem Gegenstand zum andern, sich ins einzelne verbreiternd, Besinnung auf jede Blume, jedes Gerät, jedes kleinste Geschehen weckend; oft werden die späteren Werke wohl etwas beschwerlich in solcher Versenkung und büßen naturgemäß an Schwung und Spannung ein. Es wäre müßig, zu untersuchen, welchen Fassungen jeweils der Vorzug zu geben ist, sie stehen — jede in ihrer Art — gültig nebeneinander und sind vielleicht

Digitized by Google

im Grunde sogar nur miteinander ganz zu verstehen. Da die späteren überarbeiteten Fassungen, gesammelt in den sogenannten „Studien", für die meisten Ausgaben zugrundegelegt werden, so ist es ein sehr dankenswertes Unternehmen von Dr. Max Stefl, einmal die Urfassungen jener unvergänglichen Erzählungen neu herauszugeben, die der Verlag Adam Kraft, Karlsbad-Leipzig, in hübschen, schlichten Bändchen uns bringt. Drei von diesen liegen uns vor, und welche Schätze und Köstlichkeiten bergen sie! Der Leser, der die ruhigen ausgereiften Fassungen der Studien kennt und liebt, wird hier mit hellem Entzücken dem jungen Stifter begegnen: welch mitreißender Schwung, welch feurige Empfindung! Hier gibt der Dichter sein ganzes Herz an das Erzählte offen hin und wir spüren allenthalben den Pulsschlag eigenen Erlebens heraus. Wer aber den Dichter noch nicht kennt, der sollte vielleicht sogar in dieser Gestalt ihn zum erstenmal lesen, denn hier wird er sich mit einmal gleich so stark gefesselt fühlen, daß er sich die Muße verschaffen wird, auch die verborgeneren Schätze der späteren Fassungen zu heben. Er nimmt am besten gleich das stattliche Bändchen zur Hand, das zusammen mit Stifters Erstling, dem „Kondor", die so herrlich jungen, unvergänglichen „Feldblumen" und das fast märchenartig innige „Heidedorf" bringt. Dann mag er vielleicht zu jenem greifen, das „Abdias", das „Alte Siegel" und den „Waldsteig" vereinigt. Wenige Erzählungen Stifters sind so sehr aus einem Guß, so gültig in der ersten Fassung wie gerade der „Abdias", wo ihm Einblicke in die semitisch-jüdische Denkart gelingen, die uns staunen machen; voll Spannung wird der Leser dann sich dem leidenschaftlichen Erleben im „Alten Siegel" hingeben und schließlich mit vergnügtem Lächeln dem verwirrten Tiburius auf dem „Waldsteig" nachfolgen. — Wer die „Bunten Steine" in der späteren Fassung kennt, der wird drei alten Bekannten, „Bergmilch", „Kalkstein" und „Turmalin", in einem Band begegnen. Besonders das erste Stück, hier: „Die Wirkungen eines weißen Mantels" geheißen, wird er in einer nicht nur verjüngten, sondern auch wirklich noch anziehenderen Gestalt wieder finden und die beiden anderen Stücke (hier der „Arme Wohltäter" und der „Pförtner im Herrenhaus") werden ihm auch vieles neu und anders zeigen.

Andere Wege geht der Gräfe und Unzer Verlag, Königsberg i. Pr., der einen schönen Band mit drei großen Erzählungen in den überarbeiteten Fassungen bringt; das Neue und sehr Dankenswerte dabei ist die Zusammenstellung: unter dem gemeinsamen Titel *„Die Scharnast-Erzählungen"* werden hier die „Narrenburg", die „Mappe meines Urgroßvaters" und „Prokopus" vereinigt. Zwölf Zeichnungen von Rudolf Schlichter, die dem Band beigegeben wurden und vor allem auf Stifters Breite der Darstellung und Einfachheit des Tones eingestellt sind, werden vielleicht nicht jedermanns ungeteilten Beifall finden. Der Stifter-Freund wird sich vielleicht erstaunt fragen, wie die Mappe, in der das Geschlecht der Grafen von Scharnast nicht vorkommt, zu den beiden anderen, „wirklichen" Scharnasterzählungen kommt. Darüber könnte freilich nur die Urfassung dieser — übrigens zu den vollendetsten Dichtungen Stifters gehörenden — Erzählung Auskunft geben: dort ist der Obrist ein Graf Scharnast. Man bedauert es fast, hier die überarbeitete Form der „Studien" und nicht diese frühe zu finden, doch mußte dies aus Stilgründen geschehen, wie der Herausgeber — wieder Dr. Max Stefl — in einem Nachwort betont, da die beiden anderen Erzählungen ebenfalls in den späteren Bearbeitungen gebracht wurden. Wie dem auch sei, die Zusammenstellung dieser drei Stücke entspricht gewiß dem Geiste des Dichters, dessen tiefes Gefühl für die Kette der Geschlechter, für das forterbende Wesen in der Sippe vom Ahn zum Enkel uns Heutigen so vertraut anmutet, sehen wir doch, daß dieser Außerordentliche in seinen Werken Menschen nach dichterisch-ahnend erschauten Gesetzen antreten und handeln läßt, die erst wir Heutigen biologisch zu erkennen beginnen. Eine Art und Weise der Weltanschauung, der Lebensbetrachtung, an deren verstandesmäßiger Begründung wir noch allenthalben arbeiten müssen, wird hier von einem fast kindlich gläubigen Herzen fühlend erkannt. Was wir denkend und forschend in Wissenschaft und Weltanschauung erringen, das sehen wir von deutscher Seele in tiefer Einfalt längst erkannt: mag noch solange fremder

Digitized by Google

Geist das Gift des Bösen in die Natur hineinspekuliert haben, der deutschen Seele war es zutiefst bewußt, daß alles nach seinem inneren Lebensgesetz, nach seiner Art, einfach und gerade Gewachsene das Gute ist, daß nichts Schlechtes in der Natur sein kann als die Entartung; sie allein ist das Böse. Solange aber die eigene Art nach den ihr innewohnenden Kräften sich wie eine Blume entfalten darf, da wird sie immer wahrhaft gut sein.

Maria Postel-Schönwetter.

Zehn Reden auf das Lebendige

Gedanken
zu einem Buch von Egon Fenz*.

Dieses Buch ist umstritten.

Wir möchten diese Bemerkung gerechterweise voransetzen, denn wir haben ihr sofort beizufügen, daß wir uns rückhaltlos zu diesem Buch bekennen. Demgemäß erwarte man von uns keine Kritik: denn wir haben keine vorzubringen, haben aber auch keine so exakte gehört, daß wir uns mit ihr beschäftigen könnten.

Viele — die meisten — wenden Gefühlsmäßiges ein: Der Stil scheint auf den ersten Blick nicht kämpferisch, nicht entschieden. Seine Liebenswürdigkeit, die verbindliche Abseitigkeit seiner Anfänge, die scheinbare Versponnenheit seiner Gedankengänge sind arm an Schlagworten. Aber: man kann über nichts hinweglesen. Selbst wo Bekanntes, Einfaches vorgebracht wird, erscheint es uns anders, getragen von einem neuen, überlegenen Ausdruck und einer sicheren Stille des Bekenntnisses, die gefangen nimmt.

Es sind nicht immer die lautesten Parolen die suggestivsten. Sie scheiden und trennen, stoßen oft ab, was noch geworben werden könnte. Das Buch von Fenz zeigt ein oft geradezu medizinisches Verständnis für die wirklichen Gegner, die es kurieren will.

Das Buch ist darum ein ärztliches Buch, geschrieben von einem Menschen, Arzt und — nicht zuletzt — einem Dichter. Darum kommt es auch den Entschiedenen, Klaren nicht sofort nahe. Es ist für die Schwankenden und Vertieften bestimmt, bestimmt dazu, ihre Verstiegenheit in ein sanftes Lächeln vor übersehenen Tatsachen zu verwandeln. Es kann aus Zweiflern der Ferne Gläubige der Nähe machen.

Man kann den Geist nicht mit den Intellektuellen ausrotten. Der Geist aber fragt unablässig. Daß diese Fragen im Unbeantwortbaren enden, daß sie oft genug zu einer Ergebung ins Unlebendige, in Magie und Mathematik führen, ist oft genug erfahren worden. Das Prinzip des Fenz'schen Werkes ist darum eine Begrenzung, ein Versuch, das Geistige über das Seelische dem Irdischen zu binden.

Es scheint uns darum der Schlüssel zur Mitte der Fenz'schen Betrachtungen dort zu liegen, wo er vom „Geist als Vollender der Seele" spricht. In einer Zeit, wo man ihn, den Geist, einerseits als Widersacher der Seele sieht, andererseits aber ihn angeblich im Sinne des deutschen Idealismus aus irgendwelchen Fesseln befreien und wieder absolut machen will, ist diese Darstellung schon erfreulich. Aber wir greifen mit ihr vor.

Die Haltung, mit der Fenz an die Dinge herangeht, ist unbedingt eine dichterische. Man ist versucht, sie als Naivität zu bezeichnen, denn die Haltung, zu der er uns bringen will, nennt er das „Zärtliche Wundern". Mit dieser zärtlichen Verwunderung entdeckt er einfache Ereignisse, Ereignisse, die so einfach sind, daß sie einfach bisher nicht des Bemerkens wert befunden worden sein dürften. Oder sollten sie — uns schien es doch so — überhaupt unentdeckt geblieben sein? Da ist die nachdenkliche Geschichte, die er von den Spiralen erzählt, gleich zu Anfang des Werkes. Wer sie bis zu Ende durchdenkt, hat mehr von Leistungssteigerung und ihren Möglichkeiten gelernt, als der noch so aufmerksame Befolger vieler Lehrbücher mehr oder weniger amerikanischer Tendenz. Es ist da etwa auch der aufregende Versuch, im Sinne der vergriffenen „Lautdeutungslehre" des Autors, den Lautsinn aus anatomischen Gesetzen der Lautbildung abzuleiten und diesen Sinn an einem ungeheueren Archiv von Worten immer wieder herauszustellen. Uns hat seinerzeit schon

* Egon Fenz: Zehn Reden auf das Lebendige. Verlag J. Lukmann, Wien.
Wir entnahmen diesem Buch den Beitrag in „Kampf und Innerlichkeit", der Folge 161. (Die Schriftleitung.

Digitized by Google

diese Lautdeutungslehre gefesselt. Wir haben nur oberflächliche und intelligentseinsollende Geistreicheleien unter ihren Ablehnern gefunden: Eine sachliche und fundierte Entgegnung haben wir nicht entdeckt, dazu schien der Versuch nicht bedeutend genug. Nach dem Echo der bezüglichen „Rede" scheint langsam eine Neuauflage des alten Buches erforderlich zu werden.

Von jeder einzelnen Rede zu sprechen ist schwierig, ja fast unmöglich. Vieler an die „letzten Fragen" verlorene Geist mag zu den allernächsten Tatsachen geführt werden, wenn er mit ihnen lernt, das Unmittelbare zu bewundern und das Mittelbare sein zu lassen.

Wenn Fenz — und hier ein weiterer Grundsatz seines Werkes — feststellt, daß alles Lebendige z w e i Gründe hat, und fast spielend versucht, die doppelte Kausalität weiterzudenken, so hat man das Gefühl, als sei durch die doppelte, polare Logik seiner Ausführungen vieles bisher Gefragte uninteressant geworden. Denn so manches, das man in die lineare Betrachtungsweise nicht einbeziehen konnte, das uns in keine Philosophie hineinpaßte, ist durch diese Erweiterung der Grundlagen miteinbezogen worden. Es mag nicht jeder verstehen, daß diese Logik des Lebendigen gegenüber der Logik der toten Gegenstände etwas Befreiendes und Sicherndes hat. Aber irgendwo wird jeder Leser sich durch dieses Buch angesprochen fühlen.

Denn es ist ein menschliches, verständnisvolles Buch, das nicht von hoher Warte und kraft einer umfassenden Schau möglichst vieler Jahrtausende urteilt und verurteilt. Es ist das Buch eines Freundes.

Und gerade darum wird es uns rückschauend verständlich, daß wir auf dieses Buch besonders angesprochen wurden, in den Kreisen Vereinsamter und Fremdgewordener, ja überhaupt Fremder. Wir sprechen jetzt nicht von denen, die meinten, dieses Buch keineswegs nötig gehabt zu haben — wir selbst hatten es nötig! —, sondern von vielen abseitig gewordenen Denkern und Spintisierern, die die Wucht des ganz großen Gedankens nicht hatten, und darum in der schweren Gefahr standen, der Totalität des Lebendigen irgendein lineares, partielles Bekenntnis entgegenzusetzen, ob immer es sich nun um Religion oder Spiritualismus oder Vitalismus irgendeines Schlages handelte. All diese schienen auf einmal interessiert, fühlten sich angesprochen, dachten mit und begannen, sich aus ihrer hochmütigen Abgekehrtheit an uns heranzutasten. So ist das Buch auch im Ausland, wo wir es beobachten konnten, von Hand zu Hand gegangen und dies gerade dort, wo man den Nationalsozialismus bisher nicht verstanden hatte, weil man seine Sprache nicht sprach.

Die Gedanken der Fenz'schen Reden sind einfach und grundlegend. Ihre Form ist vielfältig und oberflächlich, das Buch selbst liest sich irgendwie französisch; nun wollen wir aber gerade die Kraft dieser Denkform in Deutschland nicht unterschätzen. Wenn der Nationalsozialismus eine deutsche Weltanschauung ist und das deutsche Volk bei seinen verschiedenen Rassencharakteren ansprechen muß, um es zum nordischen Leitbild und zur nordischen Haltung zu erziehen — dann ist dieses Buch das beste Mittel zur Einkehr für westische Denker.

Denn, in seinem Beginn, in seiner natürlichen und naturfreundlichen Haltung erinnert das Buch an Rousseau. Nur daß es eben nicht zu abstrakten und allgemein-menschlichen Regeln und Normen führt, sondern, daß es das Herz weit macht für die Unterschiede und Strömungen des Lebendigen, wo immer wir sie fühlen können.

Fenz steht als Deuter des Lebendigen zwischen dem Dichter und dem Denker. Er ist damit beides und doch etwas Neues geworden. Vielen mag daran unerfreulich sein, daß man ihn nicht so recht fassen und festlegen kann, daß er nicht apodiktisch genug ist. Aber denken wir daran, wieviel Abneigung wir selbst oft genug gegen das Apodiktische hatten, die Leitsätze, an denen man nicht rütteln konnte, die wir natürlich in uns hatten, die man aber auch keinem erklären konnte, der den Verstand dafür nicht eben mitbrachte.

Wir wollen den Nationalsozialismus nicht exportieren. Es liegt uns aber an dem primitiven Grundlagenverständnis auch unter Menschen, die von unserem deutschen Bekenntnis nicht persönlich betroffen sein können, die aber aus ihrer Andersgerichtetheit nicht unbedingt eine Gegnerschaft ableiten sollten. Denn, wer unter ihnen etwa von Verstiegenheit und

Digitized by Google

geistiger Ferne sprechen wollte, er würde durch dieses Buch Lügen gestraft und wüßte, nachdem er es gelesen und ihm zugestimmt hatte, nicht, wie nahe er uns schon ist.

Denn: Nationalsozialismus ist ja der Wille, den Gesetzen des Lebens entsprechend zu leben. Volkstum und Gemeinschaft sind uns Lebensgesetz und Lebensforderung. Dieses Leben wird aber vom Gegner immer wieder als unwert hingestellt gegenüber irgendwelchen ethischen Gebäuden regelhafter Art, die nur so vornehm erscheinen, weil sie so unmenschlich hoch und unirdisch fern in die Wolken gestellt sind.

Darum war uns dieses harmlose und unscheinbare Buch erst eine Freude, dann schien es uns so bedeutend zu sein, daß wir in dem verfügbaren Rahmen nicht ein Zehntel dessen sagen konnten, das zu sagen wäre.

Wir können es auch nicht so gut. Dieses Buch muß jeder selbst gelesen haben. Es ist schön, anständig und deutsch. Mehr aber wissen wir von einem Werk unserer Tage nicht zu sagen.

Dr. Otto Bittner.

Vom Kampf im Osten

Dwingers Erlebnisbücher aus dem ersten Weltkrieg gehören zu den stärksten und eindrucksvollsten in dem umfangreichen Schrifttum um diesen Krieg und sind zugleich eine der seltenen Quellen für die Vorgänge jenseits der seit 1917 fast völlig verschlossenen Grenzen des alten russischen Reiches. Unsere Vorstellungen von den Verhältnissen in Rußland während des Krieges — wenn auch aus der besonderen und zum Teil grauenvollen Perspektive der Gefangenschaft — noch mehr aber die von den Kämpfen zwischen der Weißen und der Roten Armee werden weitgehend von der Darstellung Dwingers bestimmt. Man durfte daher mit Recht gespannt sein, welche Bilder sich dem Zeugen jener Zeit bieten würden, der 1941 im Stabe einer erfolgreich vorgehenden Panzerarmee das Land wiedersah, in dem er Jahre zubringen mußte, in denen der Mensch Eindrücken am stärksten zugänglich zu sein pflegt.

„Tagebuchblätter vom Ostfeldzug" hat der Verfasser das kleine Buch genannt und in einer Schlußbemerkung noch einmal ausdrücklich festgestellt, daß diese Aufzeichnungen nur einen Auszug des Feldzugsberichtes darstellen, den er einmal zu veröffentlichen gedenkt. Eben geschaute Bilder sind es, die er, noch frisch unter dem Eindruck des Erlebten, niedergeschrieben hat. Und nur so — nicht als sorgsam durchdachte und gefeilte grundsätzliche Darstellung dieses Feldzuges und des Ostproblems — darf man sie auffassen. — Daß Dwinger darstellen kann und wie er es kann, muß nicht besonders festgestellt werden. Die unpathetische Schlichtheit seines Berichtes packt den Leser auch diesmal unmittelbar. Die ersten Seiten schon, die letzten Stunden vor dem Angriff im Osten darstellend, sind in ihren knappen Sätzen zu der Stimmung jener fast unerträglichen Spannung verdichtet, die in den letzten Tagen und Stunden über denen lag, die sie dort an der Grenze miterlebt haben. Als Befreiung vom Druck einer lastenden Ungewißheit kam der 22. Juni, den Dwinger im Rahmen schneller Verbände besonders eindrucksvoll erlebte. Nicht die Schilderung von Kampfhandlungen ist es aber, die uns an diesem Buche packt, sondern die neue Begegnung des einstigen Gefangenen und Soldaten der Weißen Armee mit diesem Lande und seinen Menschen, deren tiefste innere und äußere Umwälzung er damals erlebt hatte. Diese Begegnung ist erschütternd für jeden, aber für Dwinger wohl noch mehr, als für jeden anderen, der sie erlebt hat. Menschen, die so geformt wurden und lebten, mit einem Heer aus unserem Volke zusammentreffen zu sehen, ist selbst für den bloßen Leser des Berichtes davon ein Erlebnis besonderer Art. Dieses Wiedersehen ist der wesentlichste Zug des Buches aus den in ihrer stürmischen Bewegtheit fast fröhlichen ersten Wochen des Feldzuges. Man darf mit gespannter Erwartung der Fortsetzung von Dwingers Erlebnisbericht entgegensehen, die den weiteren und schwereren Verlauf des Krieges im Osten darstellt.

Bernhard Schwarz, der Verfasser des zweiten hier anzuzeigenden Buches, ist schon in der ersten Woche des Feldzuges im Osten gefallen und ruht in der Erde des Landes, das den Rahmen seines äußerlich nicht abgeschlossenen Werkes bildet. Von einem Sammellager von Wolhyniendeutschen im Reich ausgehend,

Digitized by Google

entwickelt Schwarz ein Bild vom Leben und von den Schicksalen jener deutschen Volksgruppen, auf fremdem Boden, die erst in den letzten Jahrzehnten für das Reich wiederentdeckt und im Laufe dieses Krieges dem deutschen Volke durch ihre Rücksiedlung lebendig ins Bewußtsein gerückt wurden. Rückwärts bis zum Zuge deutscher Bauern aus dem Weichselland nach Wolhynien führt die Erzählung, zur Ansiedlung von Deutschen durch polnische Grundbesitzer, die sie brauchten und trotzdem schikanierten und unterdrückten. Und als die nächsten Generationen trotz aller Widerstände und Schwierigkeiten zu tausenden seßhaft geworden und zu Wohlstand gelangt waren, brach im ersten Weltkrieg alles wieder zusammen. 120 000 Wolhyniendeutsche wurden nach Sibirien verbannt; 60 000 nur blieben übrig und kehren in die von drei Generationen erarbeitete Heimat zurück. Und wieder bricht nach kaum 20 Jahren die Verfolgung alles Deutschen über sie herein, aus der sie die deutsche Wehrmacht befreit. Die Heimkehr in die größere Heimat, ins Reich, beendet die Odyssee der Wolhyniendeutschen.

Die Wendung *„Südlich des Ilmensees ..."* ist in den Wehrmachtsberichten besonders im Anfang des Ostfeldzuges verhältnismäßig selten vorgekommen. Diese Landschaft ohne große Akzente ist auch seltener Schauplatz der großen Kampfhandlungen gewesen, die in der Heimat allgemein bekannt und besprochen wurden, bis der entschlossene und erfolgreiche Widerstand kleiner Gruppen gegen eine feindliche Übermacht eine größere Aufmerksamkeit auch dorthin zog, wie die Verteidigung von Cholm und Demjansk. Aus diesem Gebiet endloser Sümpfe und Wälder gibt Gerd Sachs kurze Erlebnisberichte aus der Zeit, als sich die Infanterie mühsam und doch überraschend schnell vorwärtskämpfte, selten von der Luftwaffe und noch seltener von Panzern unterstützt. Es sind schlichte Darstellungen unscheinbar und anspruchslos erscheinender Erlebnisse aus den Kämpfen der in diesem städtearmen Frontabschnitt eingesetzten und mit deshalb geradezu anonym bleibenden Divisionen.

Eine der größten Taten in diesem Frontabschnitt, die erfolgreiche Verteidigung des Lowatstädtchens Cholm durch die Kampfgruppe Scherer, hat in einem Buche von Richard Muck eine würdige Darstellung gefunden. Eine große Zahl ausgezeichneter Bilder gibt besser und eindringlicher noch als der knappe Text einen Eindruck vom Kampf dieser improvisierten Festung gegen eine vielfache Übermacht.

In der gleichen Form berichtet Hugo Bürger in einem lebendig geschriebenen, von zahlreichen guten Bildern begleiteten Buche vom Kampf einer gegen die sowjetische Ostseeflotte eingesetzten Schnellbootflottille und vom Leben auf den Schnellbooten in Einsatz und Ruhe.

Vom Einsatz unserer Panzer im Osten stammen Zeichnungen und Aquarelle von Hermann Schneider und Paul Freiwald. Erich Landgrebe schrieb ein kurzes Geleitwort, in dem er die besonderen Umstände würdigt, unter denen die Arbeiten der PK.-Zeichner meist entstehen: inmitten von Gefechten, allen Unbilden von Wetter und Gelände ausgesetzt. Die in großem Format und zumeist nach Aquarellen farbig wiedergegebenen Bilder sind in ihrer lebhaften und oft kühnen Farbgebung ein schönes Denkmal des Einsatzes der Panzerwaffe während des Winterfeldzuges im Osten.

Eines der schönsten und packendsten Dokumente des Ostfeldzuges ist das kleine Büchlein *„Skizzen aus dem Ostfeldzug"* des im November 1942 vor Stalingrad gefallenen Zeichners Ernst Eigener. Kleine, schnell hingeworfene Bleistiftzeichnungen und größere Farbskizzen geben besser als es selbst die besten Lichtbilder könnten, einen vielfach geradezu beklemmend echten Eindruck von der Ostfront. Atemlos vorwärtshastende, in Stellung gehende Artillerie, Sowjettypen, Gefechtsskizzen, der Kampf mit dem Raume auf grundlos tiefen Wegen, das sind die Themen von Eigeners Arbeiten, die den Eindruck des unmittelbaren Erlebens atmen. Ihre beachtliche künstlerische Höhe läßt uns den Heldentod dieses vielversprechenden Zeichners als schweren Verlust für die deutsche Kunst empfinden.

1. Edwin Erich Dwinger, Wiedersehen mit Sowjetrußland. Tagebuchblätter vom Ostfeldzug. Eugen Diederichs Verlag, Jena 1943. RM. 3,40.
2. Bernhard Schwarz, Wolhyniendeut-

Digitized by Google

sches Schicksal. Albert Langen/Georg Müller, München 1943. RM. 4,80.

3. Gert Sachs, Südlich des Ilmensees ... Ein Kriegsbericht. West-Ost-Verlag, Berlin.

4. Kampfgruppe Scherer — 105 Tage eingeschlossen. Aufzeichnungen und Photos aus dem Tagebuch von Kriegsberichter Richard Muck. Mit einem Geleitwort von Generalmajor Scherer. Verlag Gerhard Stelling, Oldenburg 1943. RM. 6,80.

5. Hugo Bürger, Schnellboote vor. Ein Erlebnisbericht vom Einsatz einer Schnellbootflottille im Osten. Verlag Gerhard Stelling, Oldenburg 1943. RM. 6,80.

6. Mit unseren Panzern im Osten. Zeichnungen und Aquarelle der Kriegsmaler einer Panzerpropagandakompanie. Wilhelm-Limpert-Verlag, Berlin 1943. RM. 22,—.

7. Ernst Eigener, Skizzen aus dem Ostfeldzug — die kleine WI-Reihe. Vorwort von Helmut Jahn. Herausgegeben von der Propagandakompanie einer Armee, 1942.

Dr. Heinz Oeppert.

Bevölkerungsgeschichte Deutschlands

Fragen, die das Leben des Volkes betreffen, können und dürfen auch im Kriege nicht ruhen. Wenn auch heute die Waffen entscheiden und nicht die Forscher, ob z. B. Polen deutsches Land ist, so gibt uns doch jedes Wissen um die Dinge neue Waffen in die Hand. In diesem Sinne begrüßen wir die *„Bevölkerungsgeschichte Deutschlands"* von Erich Keyser, die bei S. Hirzel in Leipzig in 3. Auflage erschienen ist. Manch einer wird den umfangreichen Band fragend in der Hand wägen und meinen, es könnten doch nicht lauter fertige Ergebnisse sein, da an dieser Wissenschaft noch so viel gearbeitet würde. Etwas Fertiges vorzulegen, liegt nicht in der Absicht des Verfassers. Er gibt sogar bescheiden an, daß die Arbeit als Anregung für weitere Arbeiten gedacht sei und jedem Sucher die Möglichkeit gebe, sein Forschen in den Rahmen einzubauen.

Es handelt sich um die Bevölkerungsgeschichte des deutschen Raumes von der Zeit der Entstehung der Menschen an. Zeiten, die uns die Wissenschaft des Spatens erschlossen haben, werden vor uns lebendig. Lebendig im Wortsinne, denn es handelt sich um die Menschen, ihre Zahl, ihre Verteilung im Raum und vor allem ihre Rassenzugehörigkeit, ihre Wanderungen. Fast noch interessanter ist die Völkerwanderung. Denn wenn man die wandernden Völker danach überspringt, in welcher Zahl und rassischen Zusammensetzung sie im deutschen Raum geblieben sind, kommt man für die deutsche Bevölkerungskunde zu interessanten Ergebnissen. Und dann tun wir einen Gang durch die deutsche Geschichte, durch alle Zeiten und alle Stämme und bekommen Antwort auf manche Frage nach Stammesart und Besiedelung, die uns sogar der Alltag mitunter stellt. Binnenwanderungen, Ostsiedlungen und Auswanderung, aber auch die Folgen der Industrialisierung und der Verjudung werden überprüft.

Mag dies oder das noch der Einzelforschung und vielleicht gar der Richtigstellung bedürfen, entscheidend ist einmal, daß ein Rahmen gegeben ist, in dem die Forschung ihre für heute dringendsten Aufgaben fest umrissen erkennen kann und zweitens, daß sich hier die Wissenschaft in den Dienst eines politischen Wissens stellt, das wirklich und nötig gebraucht wird, und daß sie das in einer Sprache tut, die auch für den Laien verständlich und interessant ist.

Dr. Elisabeth Achterberg-v. Pusch.

Langsam steigt die Flut

Die Fülle eines Werkes, das Wesen und Gehalt einer ganzen Epoche ausschöpfen soll, setzt nicht nur gereiftes, formbewußtes dichterisches Können, sondern auch eine schöpferische weltanschauliche Klarheit voraus, die mit dem Blick in die Zukunft die Vergangenheit in ihren Wurzeln erfaßt und deutet. Es gibt nicht allzu viele Gesellschafts- und Zeitromane, die wir, an diesem Maßstab gemessen, vorbehaltslos bejahen können. Zu den wenigen gehört zweifellos Hermann Stahls neues Buch *„Langsam steigt die Flut"* (Verlag Eugen Diederichs, Jena). In wahrhaft epischer Breite angelegt, die

Digitized by Google

jedoch niemals langweilig oder auch nur unliebsam verzögernd wirkt. Mit einem Umfang von nahezu 1000 Seiten, nimmt das Werk selbstverständlich zunächst vom Gesichtspunkt der Handlung gefangen. Die geschickte Stoffwahl, das außerordentlich ergiebige Grundmotiv — drei Geschwister werden nach dem Tod ihrer Eltern in drei zwar miteinander verwandten, aber sich innerlich und äußerlich ziemlich fernstehenden Familien erzogen und wachsen dadurch unter verschiedenen gesellschaftlichen Lebensbedingungen heran — ermöglicht es dem Verfasser, den Kreis des Geschehens sehr weit zu spannen, ohne ihn zu überdehnen, d. h. ohne den durch das Motiv festgelegten Rahmen zu sprengen. Die Fülle der Gestalten und Gesichte verrät eine ungemein lebendige und sichere Beobachtungsgabe. Mit wenigen Strichen grenzt der Dichter die Sphären gegeneinander ab. Ohne im Nur-Stimmungsmäßigen zu verharren, schöpft er in geradezu faszinierender Weise das Fluidum von Familien und Persönlichkeiten aus. Die eigentliche Handlung untermauert er durch eine straffe, sachliche, jeden lehrhaften Ton vermeidende Schilderung des politischen Fundamentes jener Jahrzehnte, die der Gründung des Bismarck-Reiches folgten und in politischer und geistig-kultureller Hinsicht weitgehend durch einen verhängnisvollen Grad von Sättigung gekennzeichnet waren.

So enthüllt Stahl das Bild einer Zeit, der das Kämpferische als letzter und tiefster Antrieb fehlte. Es war, um mit des Dichters Worten zu reden, „die Zeit der Reichsverdrossenheit". Das Bürgertum lebte im engen Kreis des eigenen Wohlbefindens und schloß, mit Bewußtsein und Behagen unpolitisch bis auf wenige Ausnahmen und die unermüdlichen Stammtischstrategen, die Augen vor den Anzeichen der von innen und außen drohenden Gefahr. „Es ging ihnen allen zu gut ... Sozialdemokratie und Reichsverdrossenheit, Gegner vor den Toren und Gegner im Land ...!" Das Feuer, das Bismarck angefacht hatte, schien hoffnungslos zu verlöschen. Die Gegenwart bedeutete alles, da sie das philisterhafte Behagen garantierte. Die Menschen wurden träge und ließen es sich am Erfolg des Tages, der der Erfolg ihres Geschäfts war, genügen: „Wozu sollten sie in die Zukunft blicken? Hauptsache sei, meinten sie, man bliebe gesund und von Katastrophen verschont."

Den vielen, die sich ängstlich vor dem Blick in die Zukunft hüteten, standen jene gegenüber, deren Lebenswerk in der Politik Bismarcks seine Krönung gefunden hatte. Sie erkannten, wie gefährlich der neue Kurs werden müsse, aber sie brachten weder Tatkraft noch Selbstüberwindung genug auf, um sich ihm entgegenzustemmen, und lebten einzig in der Vergangenheit wie jener pensionierte Major, der sich aus Enttäuschung und Verbitterung in die Abfassung seiner Kriegserinnerungen rettete.

In knappen Sätzen spricht der Dichter jenen Jahrzehnten, indem er den unfruchtbaren Kern ihres Wesens enthüllt, das Urteil:

„Manches geschah, das eine seltsame Erregtheit zu verraten schien, so als wäre es keinem vergönnt, mit sich selber zurecht zu kommen — Hader gedieh, Zwietracht und Wirrnis. Die Menschen waren unzufrieden und wußten nicht, warum sie das waren. Sie hätten glücklicher sein können, wenn sie dazu die Kraft besessen hätten, allein sie hatten wohl kein Talent zum Glück. Sie vertrugen nicht, daß es ihnen gut ging, sie wurden hoffärtig, eitel und unmäßig ..."

Selbstverständlich bleibt ein Dichter wie Hermann Stahl nicht bei der Zeichnung des Negativen stehen. Vielmehr schafft er durch die Schilderung der in der Tiefe ihres Wesens gesunden, unverdorbenen, kraftvollen Typen das positive Gegengewicht. Die Jugend, in das Bewußtsein der Sättigung gleichsam hineingeboren, ist — durch das Beispiel der Geschwister Walter und Tilly Delbrandt am schönsten belegt — hellhörig für die unter der ruhigeren Oberfläche brausenden und drängenden Strömungen, in denen diese Zeit wie in einem gewaltigen Meer untergehen mußte, um geläutert und gekräftigt wieder zu erstehen. Das Reich, ein Begriff, eine Erinnerung, ererbt, überkommen und bis zum Überdruß vergangenheitgesättigt, wird in der Stunde des Aufbruchs, da es seinen Bestand zu verteidigen gilt, wieder zur zukunftsträchtigen, verpflichtenden Idee.

Viele Menschen läßt Hermann Stahl an uns vorüberziehen, läßt sie im Leid und Glück der Kindheit und im Überschwang des Wollens jung sein und an sich selbst und dem Schicksal reifen und

Digitized by Google

wachsen. Vielen gehört unsere Sympathie, nur wenigen unsere ungeteilte Abneigung, — ein Beweis dafür, daß der Dichter mit dem Griffel warmer Menschenliebe zeichnet! Unvergeßlich bleibt uns die prachtvolle Gestalt der fast hundertjährigen Henriette Scherff, die die brennenden Fragen des Lebendürfens und Sterbenmüssens mit der resoluten, unverbogenen Weisheit ihrer Jahre unsentimental und aufrecht löst:

„Das Leben war wie ein großer Saal, ... und am Ende befand sich ein Vorhang, der barg das Ziel oder war das Ziel selbst. Die Aufgabe bestand darin, den Saal zu durchmessen und einiges zu tun, zu leisten, Schönes und Schweres, ein Drittes gab es für Aufrechte wie sie nicht.

Danach galt es, den Vorhang zu gewinnen und hinter ihm zu verschwinden. Bedauerlich war, daß viele diese einfachen Verrichtungen höchst schwierig fanden, — gar erst die Art, wie sie dann endlich hinter dem Vorhang verschwanden, ließ viele Wünsche offen. Denn es gab Leute, die wollten nicht, die bockten vor dem Vorhang und meinten wunders, was in ihrem Saal ihnen noch verloren gehen könnte, ... aber sie wurden von den Nachdrängenden vorgeschoben, — auch die Zeit ging in dem Saale mit und war eine unsichtbare, alle überragende Gestalt von mächtigen Kräften ..."

Dr. Lore Reinmöller.

Zur Kaiserpolitik des Hochmittelalters.

In dem nie endenden Meinungsstreit über Segen oder Unsegen der deutschen Kaiserpolitik des Hochmittelalters legt ein sie bisher so bejahender und hervorragender Kenner wie Martin Lintzel nach sorgfältigsten Vorarbeiten und reiflichster Überlegung sein neuestes Buch über *„Die Kaiserpolitik Ottos des Großen"*[1] vor, das eine schwerwiegende Kritik dieser Politik, und d. h. der Italienpolitik (vorzüglich der Rompolitik), Ottos enthält, und das sich so fast in jedem Punkt seiner Darlegungen zur herrschenden Gelehrtenauffassung ausdrücklich in Widerspruch setzt. Es genügt nun nicht, mit parteiischer Zustimmung oder Ablehnung das neue Buch in die Reihe der alten Kritiken der v. Sybel-v. Below-Kern'schen Schule einzuordnen. Und es scheint mir völlig verfehlt, die kritische Stimme Lintzel's unter der Schlagzeile „Der Weg in die Irre" als „eine Wendung im Streit um die deutsche Kaiserpolitik" übereifrig in einer pathetischen Tonart zu begrüßen (s. „Frankfurter Zeitung" vom 30. 6. 1943, Nr. 327 bis 328, S. 4), die sich von der behutsam abgewogenen Beurteilung, der ruhigen, sachlichen Darstellung L.'s auffällig unterscheidet.

Das jeden Kenner der deutschen Kaiserzeit äußerst anregende und bewegende Buch strebt den Nachweis an, daß die Kaiser-(Italien-)politik Ottos des Großen „für die innere und äußere Sicherung des deutschen Staates nicht notwendig war und einzelne Bezirke der innerpolitischen Stellung des Königs vielleicht, die deutsche Politik im Osten und Norden höchstwahrscheinlich beeinträchtigt hat". L. setzt sich gründlich, ja man kann sagen, geradezu unbarmherzig und nicht immer unvoreingenommen mit jedem Argument auseinander, das seinen kritischen Thesen in der bisherigen Forschung entgegensteht, deren Ergebnisse vor kurzem eine so ausgezeichnete, zusammenfassende Darstellung wie R. Holtzmanns: „Geschichte der sächsischen Kaiserzeit" (1941) gefunden haben.

Es ist Lintzel nicht billig darum zu tun, über Otto den Großen ein verdammendes „Schuldig" auszusprechen, weil er nach Rom zog und zur Kaiserkrone griff. Und noch weniger macht er Otto persönlich für all das verantwortlich, was aus der von ihm wieder aufgenommenen Politik karolingischen Erbes nach seinem Tode für Nachteile und Gefahren entstanden, die schließlich dem ersten deutschen Kaiserreich den Untergang brachten. Ein solches von v. Sybel temperamentvoll begonnenes und von Kern fast ins Groteske gesteigertes, sowie von deren modernen Ausschreibern eifernd fortgesetztes Justizverfahren liegt L. völlig fern. Aber treffend genug weiß er zu belegen, daß es weder der Zwang biblischer (Buch Daniel), antiker (Cäsarentum), karolingischer (vor allem Vorbild Karls des Großen) Über-

[1] Martin Lintzel: „Die Kaiserpolitik Otto des Großen." München und Berlin 1943, Verlag v. R. Oldenbourg.

Digitized by Google

lieferung noch realpolitische Notwendigkeiten: Herrschaft über die deutsche Kirche, Missionspolitik im Osten, Hegemonie in Europa, Sicherung der süddeutschen Stämme und außenpolitische Sicherung des Reiches waren, die Otto keine andere Möglichkeit ließen, als zum Ausbau, zur Erhaltung und zum Schutz des deutschen Staates nach Rom zu gehen. Dabei wird von L. keineswegs bestritten, daß all die erwähnten Traditionen und Tendenzen für die Italienpolitik Ottos mitbestimmend und wirksam waren, wenn L. auch die Gefahr des Übergriffs der süddeutschen Herzöge nach Italien zugunsten seiner kritischen Beurteilung der ottonischen Kaiserpolitik doch wohl unterschätzt.

Meines Erachtens ist nun das bei weitem wichtigste und wertvollste — vom Verfasser freilich nicht in den Vordergrund gestellte — Ergebnis des L.'schen Buches, daß es eindrucksvoll Zeugnis ablegt von der weitgehenden Unabhängigkeit und Eigengesetzlichkeit der Entschließung und des Handelns des großen Sachsenkaisers. Also: nicht der psychologische Druck unwiderstehlicher Traditionsmächte hat Otto als willenloses Werkzeug, „gewissermaßen hypnotisiert", auf den Weg nach Italien geführt. Auch sind die Forderungen der reinen „Staatsräson", die Otto zum Erwerb der Kaiserkrone und zur Eroberung Roms veranlaßt haben mögen, nicht von so zwingender Natur gewesen, daß sie ihn auf die von ihm beschrittene Bahn gebieterisch drängten. Immer und überall sind es Ottos eigenster, starker, heldenhafter Wille, sein gläubiges Berufungsbewußtsein gewesen, die ihn den entscheidenden Entschluß zur Kaiser- und Rompolitik fassen ließen und so zu der deutschen und abendländischen Schicksalsgestalt für die kommenden Jahrhunderte gemacht haben. Denn einem König aus sächsischem Stamme stand es nach der Entwicklung, die der ostfränkische deutsche Staat im 9. Jahrhundert genommen hatte, wie L. annimmt, in einem weit stärkerem Umfange als von der Fickerschen Schule zugegeben, „frei", die karolingische Kaiser- und Italienpolitik unter stark veränderten Verhältnissen wieder aufzunehmen. Wenn man nun allerdings Heinrich I. als Kronzeugen für einen absichtlichen Verzicht auf die Italienpolitik anführt, so muß doch die bedeutsame Einschränkung gemacht werden, daß selbst von diesem nüchternen, realpolitischen Liebling aller „kleindeutschen" Historiker berichtet wird, er habe in seinen letzten Lebensjahren einen Italienzug geplant und sei nur durch den Tod an seiner Ausführung verhindert worden. L. ist trotz aller Anerkenntnis mittelalterlich-zeitgebundener, weltanschaulicher Imponderabilien doch sehr geneigt, die politischen Überlegungen und Taten eines deutschen Kaisers des hohen Mittelalters nach dem Maßstab der ganz und gar dem Gesetz und der Idee der Staatsräson dienenden modernen Meister der Politik, wie z.B. Bismarck und Cavour, zu beurteilen.

Abschließend ist nun aber noch hervorzuheben, daß weniger gegen die Italienpolitik Ottos an sich L.'s Kritik sich wendet. Er betont — im Gegensatz zu der v. Sybel'schen Schule — sehr deutlich, daß der Griff nach Oberitalien für einen deutschen König nicht nur psychologisch außerordentlich verführerisch und reizvoll, sondern auch vom gesamtdeutschen Standpunkt aus im 10. Jahrhundert wichtiger, leichter und aussichtsreicher, ja sogar wegen des noch stark germanischen Charakters der Lombardei „völkischer" war als die vom modernen Standpunkt so bevorzugte Ostpolitik.

L.'s Absicht, durch seine geistvolle Untersuchung die Diskussion über das unerschöpfliche Thema der deutschen Kaiserpolitik im Mittelalter überhaupt wieder in Gang zu bringen, die ihm „an der verkehrten Stelle einzuschlafen scheint", wird gewiß erreicht werden.

Von Lintzel's kritischem Buch über die Politik des größten Herrschers aus sächsischem Stamm, die das Reich als deutsche Führungsmacht im Abendlande mit allem Glanz, allem Ansehen, aber auch mit allen Lasten und Gefahren schuf, wenden wir uns zu Erich Maschke's Familienbiographie des schwäbischen *„Geschlechtes der Staufer"*[2], das noch einmal das Reich nach tiefer Demütigung durch die Kirche auf einen schwindelnden Gipfel der Macht und der Geltung hob, um dann mit ihm stolz, adlig und unbeugsam in Vollendung eines großen Schicksals abgrundtief zu stürzen und unterzugehen.

[2] Erich Maschke: „Das Geschlecht der Staufer". F. Bruckmann Verlag, München 1943.

Digitized by Google

„Keines der mittelalterlichen deutschen Königsgeschlechter ist so geschlossen in seiner politischen Haltung und so einheitlich in seiner geschichtlichen Wirkung, wie das Haus der Staufer. Ihr Aufstieg wurzelte in dem Grunde unbestechlicher Treue, die sie den salischen Kaisern in ihrem Kampf gegen die Päpste hielten." Daher haben die hervorragendsten Träger der Tiara während des staufischen Zeitalters auch mit untrüglichem Instinkt die Salier und Staufer als ein Geschlecht angesehen. Für sie wurde das edelste deutsche Königshaus, dessen „geschichtlicher Auftrag" es war, „gegen das römische Papsttum um das Eigenrecht des Deutschen Reiches wie dieser Welt überhaupt zu kämpfen", zu einem „Geschlecht der Verfolger", ja schließlich zu einem „Schlangengezücht", dessen „giftgeschwollene Häupter" gnadenlos zertreten werden mußten.

Nach erschöpfender Berücksichtigung aller schriftlichen Zeugnisse sowie der in der Literatur erreichbaren anthropologischen Befunde hat E. M. in peinlich gründlicher Forschungsarbeit Herkunft, Zusammensetzung, Strömung, Schicksal und Leistung jedes Tropfens staufischen Blutes aufgespürt, verfolgt und aufgezeigt. Ahnenreihe und -erbe, äußeres Erscheinungsbild und innere Wesenszüge sämtlicher Sprossen des Stauferstammes bis in seine entferntesten und unbekanntesten Verästelungen und Nebenzweige hinein sind das Thema des M.'schen Werkes. Mit liebevollem Verständnis hat M. in feiner Abwägung der Bedeutung der uns — oft nur recht lückenhaft! — überlieferten Nachrichten über die biologisch-rassischen Anlagen und Eigenschaften der einzelnen — legitimen und illegitimen — Träger staufischen Blutes deren Charakterbilder knapp und treffend gezeichnet. Er hat Rang, Stellung und Leistung jedes Staufers im gewaltigen Geschehen jenes glanzvollen und schicksalsschweren Zeitalters mit reifem Urteil und weitem historischem Blick in großen, gültigen Zügen umrissen.

Besonders einprägsam und deutlich hat M. die bleibenden äußeren, körperlichen Merkmale wie vor allem die untilgbaren besonderen Charaktereigenschaften staufischer Wesensart herausgearbeitet. Nicht minder deutlich hat er aber auch den tiefen, auf rassisches Erbe zurückzuführenden Wandel der geistigen Anlagen und seelischen Struktur der Nachkommen Barbarossas, dieser kerngesunden, hochgemut-heiteren, waffenfrohen, zuchtvollen Idealgestalt des Rittertums hervorgehoben. „In Heinrich und Philipp hatte sich körperlich nicht die kraftvolle Gesundheit Friedrichs I. und seiner Vorfahren und Seitenverwandten durchgesetzt, sondern die feine und zarte Art der Burgunderin Beatrix. Darüber hinaus waren in Heinrich VI. auch die geistigen Anlagen feiner und reicher, die seelischen vielfältiger und spannungsvoller geworden. In dieser Richtung einer zunehmenden Vergeistigung der Gesamtpersönlichkeit unter treuer Bewahrung wesentlicher Eigenschaften der älteren Staufer sollte sich die weitere Entwicklung des staufischen Hauses von Friedrich II. bis zum Untergang des Geschlechtes vollziehen."

Für Begabung und Geistesrichtung Friedrichs II., der vielseitigsten und glänzendsten Gestalt seines Hauses, die bereits von der Mitwelt mit einem geheimnisvollen Nimbus umgeben, von der Nachwelt in das Land der Sage (Kyffhäuser!) versetzt wurde, war das normannische Familienerbe von wesentlicher Bedeutung. Friedrichs leidenschaftliche, umfassende, naturwissenschaftliche Interessen sowie seine scharfe „Beobachtungsgabe, die die Voraussetzung aller Erfahrungswissenschaft ist", sein unermüdlicher Wissensdrang, die ihn zum „ersten Experimentator des Mittelalters' machten, sind, wie M. eingehend nachweist, „ganz unstaufisch" und vielmehr „ein Erbteil des normannischen Königsgeschlechts". Untrennbar von diesen Anlagen sind in Friedrichs Persönlichkeit auch die Einflüsse der Umwelt, in der er aufwuchs. Ausgezeichnet analysiert M. das unendlich reiche und vielfarbige, dennoch ungebrochene, einheitliche Charakterbild Friedrichs II. dann weiter: „Dagegen war Friedrich nicht nur in seinem Äußern vorwiegend Staufer. Er war es auch in der persönlichen Tapferkeit und gänzlich in der seelischen Grundstimmung, der Heiterkeit des Wesens. Obgleich die naturwissenschaftlich-mathematische Linie in Friedrichs Anlagen als neues Moment besonders auffällig hervortritt, wäre er ohne die vergeistigte Wesenheit seines Vaters, in der auch er tief ruhte, doch überhaupt nicht zu dem umfassenden und geschlos-

Digitized by Google

senen Geiste geworden, der er zu werden vermochte."

Über ein Drittel seines Buches hat M. Friedrichs II. Frauen und seinen zahlreichen legitimen und illegitimen Nachkommen gewidmet. Es hat ja auch „niemals eine Generation des staufischen Hauses eine solche Breite aufgewiesen wie die der Kinder Friedrichs II. Es war wie eine leidenschaftliche Verschwendung aller Lebenskräfte, der die Erschöpfung und der Untergang des Geschlechtes folgen sollten".

Von der erschütternden Tragik des stolzen Hauses, dessen letzte Söhne in Italien durch den erbarmungslosen Haß der obsiegenden päpstlich-französischen Macht ausgerottet wurden, und dessen Blut in fernen und fremden Geschlechtern und Räumen (Deutschland, Böhmen, Italien, Spanien) verströmte oder ausgetilgt wurde, berichten uns die letzten Seiten der Familiengeschichte der Staufer. Ihr Geschlecht hat aber einem von ihrem Adel, ihrem Geiste und ihren Taten erfüllten, weithin strahlenden Jahrhundert für alle Zeiten den Namen gegeben.

Noch vor dem Stauferbuch Erich Maschke's ist eine Rede Hermann Heimpel's über *„Kaiser Friedrich Barbarossa und die Wende der staufischen Zeit"*[8] erschienen, die am 30. 1. 1942 zur Feier des 30. 1. 1933 und zum Gedenken des 18. 1. 1871 bei einem akademischen Festakt der Universität Straßburg, also mitten im alten staufischen Herzlande, gehalten wurde. Wegen ihres besonders reichen Ideengehaltes ist sie hier eingehend zu würdigen. Sie zeigt in überzeugender Gedankenführung und meisterhafter Formulierung, wie sich in Barbarossa „die Wende der staufischen Zeit" vollzieht, wie während der an neuen Ideen, Kräften und Mächten so spannungsreichen zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts dem Reich in Barbarossa ein Herrscher beschert wurde, der sie alle voll und klar zu erfassen, ihnen entschluß- und verantwortungsfreudig zu begegnen und sie zur Ehre und Größe des Reiches auch in den höchsten Gefahren und nach schwersten Rückschlägen durch die einzigartige Widerstandskraft seiner starken, gesunden und harmonischen Seele zu lenken und zu meistern vermochte. Wie federnder Stahl, biegsam und geschmeidig, aber hart und unzerbrechbar, wurde der kluge, wachsame und zähe Staufer der erfolgreichste Staatsmann seiner Zeit. Er entwickelte einen neuen politischen Stil, die „neue staufische Diplomatie", die gegenüber dem alten Gegner, der Kurie, bei aller Nachgiebigkeit in der rechtlichen Form, ja schließlich bei äußerer Demütigung und Niederlage doch in der Sache, im politischen Endergebnis, stets sich zu behaupten, ja obzusiegen verstand.

Durch eine geradezu geniale Vertrags- und Verhandlungskunst weiß Friedrich Barbarossa zu Beginn seiner infolge der Schwäche und des Unvermögens seiner Vorgänger schwer vorbelasteten Regierung die Stellung des Reiches gegenüber der Kurie im Konstanzer Vertrag (1153) grundlegend zu verbessern und „das alte ottonisch-salische Ziel mit den neuen staufischen Mitteln", die feiner, geschickter und wirksamer waren als der harte, starre, ja „plumpe" salische Stil, unverrückbar anzustreben. Als es dann über den Inhalt und die Auslegung des ‚honor imperii' zum offenen Kampf mit der streitbaren Kirche kommt, folgen „die Jahre der wuchtigsten, von Rainald von Dassel befeuerten Kaiserpolitik", „in denen Friedrich und Rainald noch einmal im steilen Ansturm die salische Herrlichkeit aufzurichten versuchten". Die Vernichtung des siegreichen deutschen Heeres vor Rom durch Malaria, die „Königin der Krankheiten", im Sommer 1167 ruft die große Wende in Barbarossas Leben hervor, der als „Meister in der Kunst des Möglichen, doch das Unmögliche angriff, um das Höchstmögliche zu erzwingen".

Abweichend von H.'s Darstellung bin ich aber der Ansicht, daß der Kaiser dann noch einmal — im Stil und Geist Rainalds — einen Griff nach dem Letzten und Äußersten getan hat, und zwar 1174 bei Legnano, wo er eine Waffenentscheidung gegen Lombarden und Papst versuchte, obwohl ihm Heinrich der Löwe seine für das Stärkenverhältnis des Reichs- und Lombardenheeres ausschlaggebende Truppenhilfe in Chiavenna abgeschlagen hatte. Erst nach und durch Legnano wendet sich Friedrich völlig von seiner Gewaltpolitik in Italien ab, und erst jetzt „erstieg der Kaiser den

[8] Hermann Heimpel: „Kaiser Friedrich Barbarossa und die Wende der staufischen Zeit." (Straßburger Universitätsreden Heft 3). 1942. Hünenburg-Verlag Straßburg.

Digitized by Google

Gipfel seiner diplomatischen Kunst". Erst jetzt „scheidet sich ein neuer Stil seines Herrschens von einem alten". „Durch Beharrungskraft der Seele und durch diplomatische Kunst" weiß Friedrich die Katastrophen von 1167 und 1174 „in eine neue schöpferische Politik umzuwenden".

„Der altsalischen, ‚fast glaubensmäßigen' Verteidigung des Königsrechts in der Kirche folgt die Anerkennung des Papstes als Partner auf dem rein politischen Felde. Die Politik wird bis zu einem gewissen Grad verweltlicht", was zu „um so energischeren Versuchen Barbarossas, die territorialen Rechte des Reiches der Römischen Kirche gegenüber vorzuschieben", führte. Mit einem geschlagenen Heere hat Friedrich den Weg von Legnano (1174) über Anagni (1176) nach Venedig (1177) beschritten und ist dort nach einem politischen Ringen von einer zielbewußten Beharrlichkeit, überlegenen Verschlagenheit, harten und wachsamen Kampfbereitschaft ohnegleichen in allen politischen Machtfragen Sieger geblieben.

Aber auch für Friedrichs innere Reichspolitik, für sein Verhältnis zur deutschen Fürstenschaft wurde Legnano zum entscheidenden Wendepunkt. In Vollendung der vom Kaiser schon seit zwei Jahrzehnten zu einer festen Klammer des Reiches ausgebauten Lehnsverfassung gab Friedrich sein bisheriges nahes und lange Zeit erfolgreiches innenpolitisches Bündnis mit Heinrich dem Löwen nach den trüben Erfahrungen von Chiavenna auf und strebte nun die Zertrümmerung der gefährlich gewordenen Welfenmacht an. Gestützt auf den im Rahmen des Reichslehnrechtes fest und zuverlässig zum König haltenden neuen weltlichen und geistlichen Fürstenstand, gelang ihm dieser schwere und harte Eingriff in die inneren deutschen Machtverhältnisse (1180). H. weiß nun einleuchtend der allgemein verbreiteten Ansicht zu begegnen, daß Friedrich gern das Herzogtum Sachsen eingezogen und nur auf Druck der Fürstenschaft seine Zerschlagung und Weiterverleihung an ihre Standesgenossen vorgenommen hätte. Er weist vielmehr darauf hin, daß „die Zertrümmerung der übergroßen welfischen Macht im Norden dasselbe schuf, was Barbarossa unter Beiseiteschieben des Stammesgedankens in Süddeutschland schon geschaffen hatte oder gleichzeitig schuf": das lehensmäßig fest an die Krone gebundene, durch besondere Vorrechte am Reichsdienst interessierte Gebietsherzogtum von mittlerer Größe ... Deutschland sollte nach Barbarossas Willen nicht zur Krondomäne werden, zum königlichen Einheitsstaat, sondern die friderizianische Reichsplanung ließ, auf dem Wege des Lehnrechts, den Aufbau Deutschlands als Personenstaat weithin bestehen. Dem staufischen Reich fehlten die Organe, um im großen Maßstabe, im ganzen großen Raum des deutschen Königreichs eine eigene königliche Verwaltung einzurichten".

Freilich hatte diese großangelegte und auf organisches Wachstum berechnete (genau so wie die Bismarck'sche Bundesverfassung von 1866!) lehnrechtliche Reichsreform die eine Schwäche, daß sie eben Zeit zur Auswirkung und in dieser Zeit Könige von überragenden Herrschergaben benötigte. Der „grausam frühe Tod" des erst 32jährigen Heinrichs VI. (1197) vernichtete ihre günstigen Ansätze. Er traf aber auch die — als Ergänzung der auf dem Gefolgschaftsgedanken beruhenden lehnrechtlichen Herrschaftsformen — von Barbarossa großzügig ausgebaute und umsichtig gesicherte staufische Hausmacht in Schwaben, im Elsaß, Vogtland, Pleißnerland, Egerland, in Mittelitalien und Sizilien schwer. Denn auch sie stand auf gefährlichen, durch starke, aufstrebende gegnerische Mächte ständig bedrohten Grundlagen. H. faßt als „letzte Überlegung" sein Urteil über die Problematik des staufischen Reiches dahingehend zusammen, daß „je schwieriger das Zusammenspiel von Beherrschung der deutschen Fürstenschaft, also Innenpolitik, eigener Hausherrschaft und Italienpolitik wurde, desto genialer die Staufer sein mußten, desto langlebiger Heinrich VI. hätte sein müssen. Mit der Last des Reiches beladen, hielt Barbarossa, hielten die Staufer, die Deutschen, nicht gleichen Schritt im Gang ihres Jahrhunderts".

Zum Schluß seiner fesselnden, über den vielbehandelten Gegenstand wertvolle neue Gesichtspunkte enthaltenden Rede wendet sich H. gegen die alte Gewohnheit, Friedrich Barbarossa als „Reaktionär" hinzustellen und unterstreicht

Digitized by Google

noch einmal, daß der stets für alles Neue aufgeschlossene Staufer „mit seinen jungen, zukunftsfrohen Beratern, Rainald von Dassel voran", überall neue Wege ersonnen und beschritten hat. Aber, und das macht gerade die Reife und Größe des mitten in der Wende der staufischen Zeit stehenden Staatsmannes Barbarossa aus: mit neuen Ideen und Mitteln erweckt, bewahrt und pflegt er den geschichtlichen Sinn für die große Tradition der alten Könige. Seine „reformatio imperii" wendet sich gegen die durch umstürzlerische Kirchenlehren im Zeitalter Gregors VII. und Bernhards von Clairvaux herbeigeführten, dem Reich verderblichen Neuerungen. In Barbarossas Gestalt verkörpert sich „die Einheit des ottonisch-salisch-staufischen Reiches".

Wir können unsere Stellungnahme zu zwei so bedeutenden Veröffentlichungen über die Staufer und ihr Zeitalter nicht besser beschließen als mit den von Heimpel am Ende seiner Festrede angeführten schönen Worten Gustav Freytags:

> „Nicht die politischen Erfolge und Niederlagen der Hohenstaufen waren das Größte, was sie den Deutschen bereiteten. Der beste Segen jedes großen Herrscherlebens ist, daß es Glanz und Wärme in Millionen Herzen sendet ... Auch der Gewinn, welchen die Hohenstaufenherrschaft den Deutschen brachte, ist ein immerwährender geworden, und wir alle leben und atmen darin." Dr. Arthur Diederichs.

Wer in der Erforschung der Kaisergeschichte des Mittelalters auf die Quellen zurückgehen will, für den ist der *„Wattenbach"* * immer unentbehrlich gewesen, und er wird mit Freude und Erleichterung zu der von keinem geringeren als Robert Holtzmann besorgten Neuauflage greifen. Wenn auch der Herausgeber den Löwenanteil an der Bearbeitung der einzelnen Abschnitte hat, so ist diese Auflage eine Gemeinschaftsarbeit verschiedener Fachgelehrter und hat entsprechend auch in der Anlage einige Änderungen erlebt. Die Schriftsteller nehmen auch hier unter den Quellen des frühen und hohen Mittelalters den ersten Rang ein, aber hinzu sind Urkunden, Briefe und Akten aller Art getreten, die kirchlichen Bücher, Inschriften, Kunstwerke, körperliche Überreste usw. Ganz besonders tritt die schärfere landschaftliche Gruppierung heraus, da die Raum- und Siedlungsgeschichte heute mehr Beachtung findet. Es liegen, zum Teil bereits schon wieder in 2. Auflage, die ersten vier Teile des I. Bandes vor, d. h. die Zeit von 900 bis 1125. Es wird uns bei der Durchsicht so recht bewußt, wie sehr die Deutsche Geschichte des Mittelalters die des europäischen Kontinents ist, so daß in dieser Deutschen Geschichte mit Recht auch die Länder des Ostens (Böhmen, Polen, Rußland, Ungarn), Frankreich und in dem noch ausstehenden 5. Teil England und Italien behandelt werden. Bewußt werden wir uns auch wieder bei der Durchsicht der Namen der Verfasser der kirchlichen Gebundenheit dieser Quellen, aber auch der Notwendigkeit, jeden dieser Verfasser gesondert auf seine Stellungnahme zu Kaiser und Papst zu überprüfen. Ist es nicht wieder einmal erstaunlich für die Kraft deutschen Kulturschaffens, daß ein solches Handbuch im fünften Jahre des Krieges diese glänzende Bearbeitung findet?

Dr. H. Philipp.

* Wattenbach-Stolzmann: Geschichtsquellen. Deutsche Kaiserzeit Band I, Heft 1, 2, 3, 4 Berlin 1943. E. Ebering, z. T. 2. Auflage S. 1—856.

Herausgeber: Reichsleiter Alfred Rosenberg, Berlin / Hauptschriftleiter: Dr. Eberhard Achterberg, Berlin / Anzeigen: Joh. Bartenschlager, München / Anschrift der Schriftleitung: Berlin W 35, Margarethenstraße 17: Fernruf 21 95 51 / Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., München 22, Thierschstr. 11
Bezugspreis: zweimonatlich RM. 2,40 ohne Bestellgeld / Anzeigenpreise laut aufliegendem Tarif Nr. 5
Druck: J. G. Weiß'sche Buchdruckerei München
Für nicht angeforderte Manuskripte wird keine Haftung übernommen.

Digitized by Google

Zahnpflege im Kriege

Vorbeugende Zahnerhaltung durch gewissenhafte Zahnpflege ist auch im totalen Kriege wichtig, denn die Gesunderhaltung unseres Körpers ist Pflicht an der Allgemeinheit. Verlangen Sie die Aufklärungsschrift „Gesundheit ist kein Zufall" kostenlos von der Chlorodont-Fabrik, Dresden.

Das neue FRANZ MÜLLER BUCH

FINNLAND

VON KRIEG ZU KRIEG

HERVORRAGENDE FINNISCHE MÄNNER BERICHTEN AUS EIGENEM FRONTERLEBEN

PREIS RM 4.20

FRANZ MÜLLER VERLAG DRESDEN

„KK" WEHRSPORT GEWEHRE

GUSTLOFF-WERKE

Nach dem Kriege wieder durch den Fachhandel zu beziehen

Flugmotoren Krafträder Kraftwagen

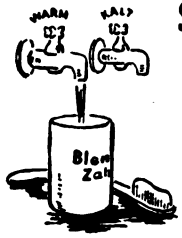
BMW

Digitized by Google

Sportwaffen

erhalten Sie in allen Ausführungen erst nach dem Kriege wieder bei Ihrem Fachhändler.

MAUSER



Sachgemäße Körperpflege ist die Voraussetzung jeder Leistung. Darum ist auch die Zahnpflege für den schaffenden Menschen von großer Bedeutung. Kleinen Schäden vorbeugen, heißt die Arbeitskraft erhalten. Die Gesunderhaltung der Zähne ist eine Pflicht, die dem eigenen Wohl ebenso wie dem der Allgemeinheit dient.

Blendax-Zahnpasta
BLENDAX-FABRIK MAINZ/RH.

Wer fordert, muß auch geben!

Sie verlangen mit gutem Recht von Ihrer Lebensversicherung, daß sie ihre Verpflichtungen pünktlich erfüllt. Um das zu gewährleisten, müssen auch Sie durch zeitgerechte, volle Beitragszahlung, sorgfältige Verwahrung aller Versicherungsunterlagen, sofortige Mitteilung u. ä. an Ihr Versicherungsunternehmen das Ihrige tun.

Vertrauen

ist der erste Schritt zur Gesundung!

BAYER

ARZNEIMITTEL

Digitized by Google

PANZER oder
PARFÜMS?

Unsere guten deutschen Parfums bringen wichtige Devisen ein. Mit Devisen werden rare Rohstoffe für unsere Rüstung gekauft. Und damit ist die Frage auch schon beantwortet: während des Krieges verzichten wir auf

MOUSON LAVENDEL
Mit der Postkutsche

DR. MADAUS & CO. RADEBEUL/DRESDEN

KRUPP
STAHL
seit 130 Jahren

FRIED. KRUPP

106

Digitized by Google

THEATER AM GÄRTNERPLATZ
MÜNCHEN
(Bayerische Staatsoperette)
Das führende Operettentheater

ADRIAN BRUGGER MÜNCHEN

Theatinerstraße 40
Gabelsbergerstraße 55

Einrichten von Zeichenbüros
und Lichtpausereien.
Eigene Photokopie-
und Lichtpauseanstalt
Modellbau

THESPIS

Wie Sie in Lichtspielhäusern vorteilhaft werben können — ganz gleich, ob in München oder im großdeutschen Wirtschaftsraum — erfahren Sie durch die

THESPIS-REKLAME
G. m. b. H.
Größtes Spezialunternehmen
Süddeutschlands
München 22
Maximilianstr. 5 • Ruf 23038 23039

GALERIE ZINCKGRAF
MÜNCHEN 2 • LENBACHPLATZ 5-6

Erstklassige Gemälde alter und moderner Meister

An- und Verkauf

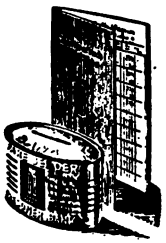
Digitized by Google

Jede Arbeitsstunde hilft der Front!

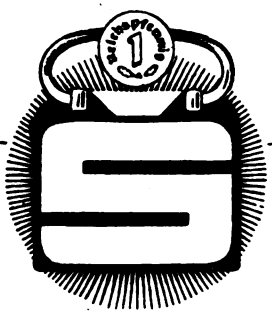
Daher soll man auch heute seinen Körper nach Möglichkeit vor schädigenden Einflüssen schützen, zumal unsere bewährten Vorbeugungs- und Kräftigungsmittel erst nach dem Sieg wieder unbeschränkt zu haben sind.

BAUER & CIE
SANATOGENWERKE
BERLIN

DRESDNER BANK
HAUPTSITZ BERLIN
Vertreten
in allen Teilen Großdeutschlands



Banksparbuch und Heimsparbüchse helfen Vorsorge zu treffen für die Wechselfälle des Lebens



Das sieghafte „S" — Dein Losungswort, Sparkasse heißt es, spare dort.

SPARE BEI DER
SPARKASSE

IN DIE HAUSAPOTHEKE
gehört nur, was zur ersten Hilfe dient. Arzneivorräte gehören in die öffentliche Apotheke, damit sie denen zugute kommen, die sie gerade brauchen.
Wenn jeder
ROCHE ARZNEIMITTEL
nur kauft, sobald er ihrer wirklich bedarf, dann ginge nicht mancher leer aus.

Digitized by Google

COMMERZBANK

Gegründet 1870

Niederlassungen in den größeren Städten des Reiches

Eröffnung von Banksparkonten
Führung Eiserner Sparkonten

Welches Buch wünschen Sie?

Der deutsche Bauer im Osten eine Neuerscheinung von Günther Pacyna	RM 3,80
Die Krim - Klima, Vegetation und landwirtschaftliche Erschließung von Heinrich Walter	RM 3,60
Das Reich als europäische Ordnungsmacht - von Karl Richard Ganzer, 138 Seiten	RM 2,80
Neue Dorflandschaften - Gedanken und Pläne zum ländlichen Aufbau in den neuen Ostgebieten und im Altreich, reichhaltig bebildert	RM 10,-
Bausteine zur ländlichen Volks- u. Bodenordnung - von Dr. Herbert Morgen	RM 3 50
Agrarpolitische Schriften - von Ernst Moritz Arndt, herausgegeben von Tertsegen, 460 Seiten	RM 6,50
Moltke und das Bauerntum von Dr. Albrecht Timm, Neuerscheinung!	RM 3,60
Kann sich Europa selbst ernähren? von Dr. Lorz	RM 1,60
Deutscher Sozialismus - in den Sudetenländern und der Ostmark von A. Ciller	RM 4,50

Wir liefern zur Zeit nur unter Nachnahme!

LANDBUCHVERTRIEB GMBH,
(1) BERLIN N 4, Oranienburger Str. 44

Bücher von Rang

finden Sie in unserem Verlag

U. a. erschienen Werke von

Irma Buntjel
Herbert von Hoerner
Suse von Hoerner-Heintze
Hans-Christoph Kaergel
Hans Nowak
Werner Steinberg
Arnold Ulitz

GAUVERLAG-NS-SCHLESIEN
BRESLAU

Erziehung d. deutschen Hausfrau und Mutter

in den allbekannten Heimtrauenschulen der Mathilde - Zimmer - Stiftung

Haushaltungsschulen, Frauenfachschulen, Frauenoberschule (Kl. 6-8, Werkabitur) Halbjahreskurse Abiturientinnen, Sonderlächer. Bisher über 17000 Schülerinnen

Nähere Auskunft durch die Leitung

BERLIN-ZEHLENDORF, KÖNIGSTRASSE 19

„Rietenauer Badbronnen"

KINDERSANATORIUM

Dr. med. K. H. BIELING K.G.

Rietenau/Württ.-Land, Tel.: Backnang Nr. 561.

Nachbehandlung von Infektionskrankheiten, Rheuma und allen Arten von Bewegungsstörungen - eigene Mineralquelle - wald- und wiesenreiche Lage.

Digitized by Google

Zeichen und Name für

Thomas-Porzellan

Thomas
Thomas
Bavaria

Porzellanfabrik F. Thomas
MARKTREDWITZ / GAU BAYREUTH
INHABER: ROSENTHAL-PORZELLAN AG

NEUERSCHEINUNG

Axel-Albrecht
Freiherr von Maltzahn

Der deutsche Soldat

Umfang 420 Seit. / Geb. RM. 6,50

Das Wirken vieler bekannter Heerführer und Marschälle und darüber hinaus der langen Reihe von unbekannten deutschen Soldaten, deren Taten in dankbarer Erinnerung unseres Volkes weiterleben, ist hier von einem Kenner in mitreißender Art gestaltet.

Bezug nur durch den Buchhandel

Wilh. Limpert-Verlag · Berlin SW 68

Zeitungswissenschaft in Feldpostausgabe

Praktische Ratschläge für den Aufbau des Gesamtstudiums und zahlreiche Anschriften von Instituten und Seminaren machen die Schrift von

Geheimrat Prof. Dr. Walther Heide

Wie studiere ich Zeitungswissenschaft?

48 Seiten. Kart. RM. 1,20
(Vorzugspreis für Hörer RM. —,90)
Gewicht etwa 60 g

zu einem unentbehrlichen Berater für Studenten und vor allem für unsere Soldaten, die dieses Studium anstreben

Essener Verlagsanstalt

DBAD

BANK DER DEUTSCHEN ARBEIT A.G.
HAUPTSITZ BERLIN

Niederlassung München
München 2, Brienner Straße 56

Durchführung aller bankmäßigen Geschäfte

Annahme von Spargeldern

Niederlassungen in allen Teilen Großdeutschlands

Digitized by Google

Auch bei jeder Tablette

Silphoscalin

soll man dran denken

daß zur Herstellung von Heilmitteln viel Kohle gebraucht wird. Deshalb nicht mehr Silphoscalin nehmen und nicht öfter als es die Vorschrift verlangt! Vor allem aber, wirklich nur dann, wenn es unbedingt nottut. Wenn alle dies ernstlich befolgen, bekommt jeder Silphoscalin, der es braucht, in den Apotheken, und zugleich wird erfüllt die

Parole: Spart Kohle!

Carl Bühler, Konstanz, Fabrik pharm. Präparate.

Stoffe sind Werte

ihre Erhaltung ist ein besonders dringendes Gebot der Kriegszeit. Schützen Sie Ihre Kleidungsstücke vor Regen und Nässe durch Imprägnierung mit

Itgn

Wer die Lebensdauer von Textilgütern verlängert, hilft Kohle und Arbeitskraft für Neuanschaffungen sparen.

Orig.-Btl. mit 25 g RM -,37 u. R. in einschlägigen Geschäften

Ausführliche Prospekte durch. Curta & Co. G. m. b. H., Berlin

---

Efasit

PUDER

Efasit-Puder, besonders zur Fußpflege hervorragend geeignet, beseitigt übermäßige Schweißentwicklung, wirkt angenehm kühlend und desinfizierend. Er verhütet Blasen, Brennen u. Wundlaufen. Auch vorzüglich geeignet als Massage- und Körperpuder.

1 Streudose RM -.75, Nachfüllbeutel RM -.50

In Apotheken, Drogerien und Fachgeschäften

TOGAL-WERK MÜNCHEN

Landschulheim Gumperda bei Jena. Oberschule für Jungen. Gesunde Lage zwischen waldreichen Bergen. Abiturberechtigung. Dr. Gustav Kleemann.

Digitized by Google

Angebrochene Arznei-Packungen

nach Entnahme der jeweils benötigten Arzneimenge sofort wieder gut verschließen! Zutritt von Luft und Feuchtigkeit beeinträchtigt in vielen Fällen die Haltbarkeit und Wirkung der Arznei. Verdorbene Arzneimittel bedeuten aber den Verlust von in mühevoller Arbeit gewonnenen hochwertigen Heilstoffen, die dann anderen Kranken fehlen.—

Dr. Boether-Tabletten

sind wie alle Medopharm-Arzneimittel ausschließlich in Apotheken erhältlich.

MEDOPHARM

Pharmazeutische Präparate
Gesellschaft m. b. H., München 8

Seine Zukunft

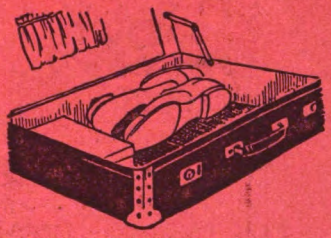
liegt auf dem Wasser. Die Lust zur Seefahrt entsteht schon in der Schule beim Bau der Schiffsmodelle. Alles, was er dazu braucht, kann er bevorzugt beanspruchen, auch das flüssige Werkzeug

UHU
Der Alleskleber

DIE BEKANNTEN

BKS
Sicherheits-
SCHLÖSSER
BEGRÜNDEN DEN WELTRUF DER GRÖSSTEN SCHLOSSFABRIK EUROPAS

Jetzt planen - später bauen!



In Jeden Luftschutzkoffer gehört unbedingt ein Paar gute Rieker-Schuhe. Denn, sollten Sie einmal Schaden erleiden, dann sind starke Schuhe dringend erforderlich. Mit Hausschuhen ist Ihnen im Schadensfalle nicht gedient.

Rieker

Digitized by Google

MÜNCHENER KUNSTVERSTEIGERUNGSHAUS

ADOLF WEINMÜLLER

KUNSTAUKTIONEN
AUSSTELLUNGEN

Übernahme ganzer Sammlungen und wertvoller Einzelstücke: Gemälde alter und neuer Meister, Antiquitäten, Möbel, Plastik, Tapisserien und Teppiche, Münzen, Medaillen, Graphik, Bücher, Handschriften usw.

MÜNCHEN, ODEONSPLATZ 4
LEUCHTENBERG-PALAIS RUF: 22962 UND 51616

Sie schaffen es!

Stärker denn je ist die Gesundheit der Frau im Kriegseinsatz beansprucht, um so größer die Sorge, leistungsfähig und frisch zu bleiben. Darum soll zur Gesunderhaltung der Haut

FISSAN
PUDER
colloidfein

auch besonders der berufstätigen Frau vorbehalten sein.
FISSAN ist sparsam im Gebrauch – Sei Du auch sparsam mit FISSAN!

3 HERZBLÄTTER
Die Schutzmarke unserer Präparate
TOGAL-WERK GERH. F. SCHMIDT
Fabrik pharmaz. u. kosm. Präparate
MÜNCHEN

Wilhelm Grün
DIETRICH ECKART ALS PUBLIZIST
Mit einer Ahnentafel bis 1285 und einer Dietrich-Eckart-Bibliographie von 1868-1938
Der Verfasser beherrscht das ganze mitunter recht schwierige Stoffgebiet geradezu souverän - 208 Seiten
Kartoniert RM. 4,80
Erhältlich in jeder Buchhandlung
ZENTRALVERLAG DER NSDAP. FRZ. EHER NACHF., MÜNCHEN

Elektroflaschenzüge
„Orig. Schüle"
SWF Süddeutsche Waggon- u. Förderanl.-Fabrik von Bechtolsheim u. Stein K.G.
MÜNCHEN 25

Digitized by Google